

Jakob Vetsch

Neunundneunzig Rastworte
aus Sihlcity

EDITION OCCIDENTE



Gott feiert nicht gern allein. Die Eingeladenen sind Menschen, die mitten im Alltag des Lebens stehen.

Peter Zimmermann

Flugs dem Bus entstieg, lächeln mir die Sihl und die sonnenbeschienenen Säulen der Autobahn entgegen. Eigentlich ein sehr grässlicher Anblick, präsentiert er sich für Minuten von seiner schönsten Seite her. Auf dem Weg zur Arbeit halte ich den Moment im Bild fest, halte auch ein wenig inne, gehe in mich, und es geht mir ein Wort von Chiara Lubich durch den Sinn: »Ich bin nichts, Gott ist alles.«

Im Büro angekommen, schaue ich nach, ja, das Zitat geht so: »Wenn die Heiligen, die großen Heiligen, von der Gnade Gottes berührt worden sind, sprechen sie einmütig eine abgrundtiefe Wahrheit aus. Gleichsam auf den Boden hingestreckt, Staub im Staub, rufen sie zu Gott und sagen ihm, zuerst mit Worten, dann durch die Hingabe ihres ganzen Seins: ›Du bist alles, ich bin nichts, Gott ist alles!‹«

Das heißt für mich, die Einladung Gottes mitten im Alltag des Lebens annehmen – immer wieder – und ganz reich beschenkt werden!

***Die Finsternis ist die größte Feindschaft des Lichtes
und ist doch die Ursache, dass das Licht offenbar
werde.***

Jakob Böhme

Bald wird unsere Sihlcity-Kirche eine geweihte Glocke haben. Sie steht zwar schon einige Zeit da, aber sie ist noch nicht »getauft«. Es ist die 173 Jahre alte Glocke mit der Inschrift

PAPIR FABRICK
AN DER SIHL.

Die Glocke sei im Wärterhäuschen untergebracht gewesen, heißt es, und sie habe zum Beginn und zum Ende der Arbeit geläutet, ebenso zu außerordentlichen Anlässen. Ein Teil des alten Firmen-Gebäudes der Sihlpapier-Fabrik wurde zu einer Kirche umgewandelt. Nun wird am Freitag, 21. Mai 2010 um 14 Uhr auch die Glocke ihre sakrale Bedeutung erhalten.

Glocken rufen herbei und senden wieder aus. Sie fordern zur Bereitschaft für das Folgende auf, und sie geben wieder frei für den Weg nach Hause. Glockenklänge üben im Leben von Gemeinschaften und Einzelnen eine stabilisierende Funktion aus. Sie dienen der Ausgeglichenheit. Sie kündigen auch den neuen Tag an. Unsere Sprache weiß noch über die tiefere Bedeutung des Tones,

wenn wir sagen: »Ich habe es läuten gehört« und das Vernehmen einer Neuigkeit meinen. Nahe erscheint uns auch die Redewendung »C'est le ton qui fait la musique.« (Der Ton macht die Musik). Manchmal geht etwas nicht ohne Unterton oder nur mit Zwischentönen vonstatten. Spannend übrigens, dass die Bezeichnungen »hell« und »dunkel« für Farben und für Töne gleichermaßen angewendet werden. Im Kanon von Willi Gohl heißt es: »Ein heller Morgen ohne Sorgen folgt der düsteren Nacht...«

Wir haben es nicht mit einem Gott zu tun, der uns Menschen als Marionetten behandelt, sondern mit einem, der mit uns spricht.

Martin Lendi

Die Rückseite der Glocke zeigt das Entstehungsjahr 1837 und den Gießer mit Namen I. Keller (ein Jakob Keller, wie aus Dokumenten des Zürcher Stadtarchivs hervorgeht). Oftmals sind es über Jahrhunderte hinweg dieselben Glockenklänge, welche zu bestimmten Tageszeiten läuten. Wenn das Geläut einmal aussetzt, kann man das meistens ganz gut »hören«, weil es einem fehlt.

Dabei geht es nicht nur um die Technik oder um die Information. Eine hervorragende psychologische Würdigung haben die Glocken im Buch von Regina Abt-Bächli mit dem Titel *Der Heilige und das Schwein* gefunden. Eindrücklich wird dargelegt, wie Glocken dazu geeignet sind, das äußere Leben mit dem inneren zu verbinden. Sie wecken die Hellhörigkeit auf die Stimme, die im Menschen wohnt, und sie halten das Wissen um das Höhere wach, das immer in Gefahr ist, vom dunklen Unterbewussten wieder verschluckt zu werden.

Der obenstehende *Rastwort*-Satz von Rechtsprofessor Martin Lendi erfährt seine Fortsetzung wie folgt: »Nur Gott selbst kann uns sagen, wer er ist. Wichtig ist, dass wir uns ansprechen lassen und mitdenken.«

Da wir nun eine solche Hoffnung haben, so treten wir mit großer Freimütigkeit auf.

2. Korintherbrief 3,12

Ängste bewirken Enge – die beiden Wortstämme gehen in der Tat auf denselben Stamm zurück. Hoffnung gibt guten Boden und öffnet das Herz in die Weite. Einige

Verse weiter unten schreibt der Apostel denn auch vom Geist und der Freiheit des Herrn: »Der Herr aber, das ist der Geist; und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.«

Das griechische Wort für Geist ist *pneuma*. Da steckt unser Begriff Pneu drin, der Luftbehälter. Pneuma bedeutet Wind, Atem und eben Geist. Also alles andere als Enge und Ängstlichkeit. Bewegung schwingt auch mit, keine Starre, keine Leblosigkeit gibt es da.

Der Komponist Ludwig van Beethoven hat das richtig gepflegt. Er konnte sagen: »Die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich habe sie mein Lebtage zur Nachbarin gehabt; was wäre sonst aus mir geworden?« Das schwingt nach: Die Hoffnung zur Nachbarin ... was wäre sonst aus mir geworden?...

Aus dem Tschechischen stammen die Sätze: »Augen, die mit Hoffnung sehen, sehen weiter. Augen, die mit Liebe sehen, sehen tiefer. Augen die mit Glauben sehen, sehen alles in einem anderen Licht.«

Das Licht war die erste Schöpfungstat Gottes. Es ist wichtig auf unserem ganzen Weg.

Jeder Weg mit Gott ist eine Geschichte des Segens.

Peter Hahne

Es ist enorm alt, jenes Wort, und im Internet werden lange Diskussionen darüber geführt, wer es wohl als erster ausgesprochen und wer es dann wohl auch noch gesagt hat: »Nichts ist so beständig wie der Wandel.«

Persönlich hielt ich es immer für ein Zitat des führenden chinesischen Politikers des 20. Jahrhunderts, Mao Zedong, oder Mao Tse-tung, wie man seinen Namen früher schrieb. Nun bin ich aber darauf gekommen, dass es mindestens schon der vorsokratische Philosoph Heraklit von Ephesos (um 520-460 v. Chr.) ausgesprochen hat.

Es ist, als ob im Wort zwei Brennpunkte, eine Chance und eine Warnung zugleich enthalten wären: Nur was sich verändert, das kann letztlich bleiben. Der deutsche Zeithistoriker Michael Richter bringt es so auf den Punkt: »Was bleibt, ist die Veränderung; was sich verändert, bleibt.« In Kirchgemeinden ist manchmal der Satz zu vernehmen: »Wir hängen halt an dem, was die Altvorderen gemacht haben!« Ja, aber ist es nicht so, dass gerade jene viel Neues in die Wege geleitet hatten?

Weg – Bewegung – Wägen – Wagnis: Alles derselbe Wortstamm! Während wir auf der Strasse unterwegs sind, ziehen oben auch die Wolken ihre Bahnen. Peter Hahne erinnert uns daran, dass der Weg mit Gott eine

Segensangelegenheit darstellt, und ich denke, das hat mit Lebendigkeit und Beschütztwerden zugleich zu tun.

***Das Herz des Menschen plant seinen Weg,
aber der Herr lenkt seinen Schritt.***

Sprüche 16,9

Schön gesagt, das menschliche Herz kann also planen, denken. Und es tut das auch. Es denkt sich einen Weg aus, es macht einen Plan, ein Projekt, einen Lebensentwurf für künftige Tage. Und dann kommt es manchmal ganz anders. Gott lenkt seinen Schritt, sagt der Schreiber der salomonischen Spruchweisheit. Er hat also ein Interesse an unserem Weg, er kann eingreifen in unser Leben; er kann es verändern, gestalten. »Haben wir das so gerne?« fragte einer der Gäste unserer Kirche. Und merken wir immer gleich, ob Gott am Werke ist?

Eines ist sicher: Unser Leben ist ein Weg, eine Reise. Und letztlich tut es gut, auf dieser Reise zu wissen, dass ein Höherer über uns wacht. Der große Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) hat die Worte »Du bist bei mir« aus Psalm 23 als die wichtigsten und die tröstlichsten vier Worte der ganzen Bibel bezeichnet. In dem Begriff

»Erfahrung« steckt das Tätigkeitswort »fahren«. Ein Hinweis auf den Weg, auf die Reise durch das Leben. Da kann sich auch die Erfahrung einstellen, dass es gut ist, im Einklang mit Gottes Willen unterwegs zu sein. Wie es ein Hausspruch aus dem Prättigau vom Jahre 1763 sagt: »Mir genügt, wie Gott es fügt.« Oder noch kecker: »Gottes Fügen, mein Vergnügen.« Tief auch der Spruch aus einem Bauernhaus, dessen Standort wir nicht kennen: »Alles in Gottes Hand legen, alles in Gottes Hand lassen, alles aus Gottes Hand nehmen.«

Doch ich verlasse mich auf den Herrn, ich warte auf seine Hilfe. Ja, mein Gott wird mich erhören!

Micha 7,7

Warten können, nicht nur im Advent, auch das Jahr über, kann heilsam sein. Aber nicht einfach so soll man warten, sondern im Vertrauen auf Gott und seine Hilfe. Der Prophet sagt, Gott werde ihn erhören. Also wendet er sich an seinen Gott, er spricht mit ihm, er betet zu ihm. So werden Wartezeiten zu Wartungszeiten, bis der

Zeitpunkt gekommen ist, dass sich das Lebensblatt zum Guten wendet.

*Für alles gibt es eine Stunde,
und Zeit gibt es für jedes Vorhaben unter dem Himmel:
Zeit zum Gebären und Zeit zum Sterben,
Zeit zum Pflanzen und Zeit zum Ausreißen des Gepflanzten...*

So kann es nachgelesen werden im 3. Kapitel des weisen Predigers Salomo. Es gibt nicht nur die fließende Zeit, es gibt auch den Zeitpunkt und die erfüllte Zeit. Oft erhalten wir dann etwas Anderes, Schöneres und viel mehr als das, worum wir einst gebetet hatten.

***Wie ein Schuster einen Schuh macht und ein
Schneider einen Rock, also soll ein Christ beten.
Eines Christen Handwerk ist beten.***

Martin Luther (1483-1546)

Eigenartig, dass der Reformator Martin Luther das Beten als ein Handwerk bezeichnet. Nicht als ein Mundwerk, ein Kopfwerk, Herzwert oder Geistwerk. Das ist es ja alles auch. Scheinbar aber beginnt das Beten bei den Hän-

den. Dort kommt dies alles zusammen. Und mit den Händen geht es dann weiter in die Tat hinein. Darum wohl auch das eindrucklichste Bild zum Beten, Albrecht Dürers *Die betenden Hände*. Sie waren Zeitgenossen, der Reformator und der Künstler.

Das Gebet merkt man. Man merkt es auch, wenn es nicht da ist. Darauf hat einst Otto Dibelius, der Bischof von Berlin-Brandenburg, hingewiesen. Er erwähnte einen Konzertpianisten, der sagte: »Wenn ich einen Tag nicht übe, merke ich es. Wenn ich zwei Tage nicht übe, merken es meine Freunde. Wenn ich drei Tage nicht übe, merkt es das Publikum.« Mir geht es ähnlich beim Beten, so Dibelius: Wenn ich einen Tag nicht bete, merkt es Gott. Wenn ich zwei Tage nicht bete, spüre ich es selber. Wenn ich drei Tage nicht bete, spürt es meine Umgebung.

In demselben Masse, wie wir uns der Menschenliebe öffnen, wird uns auch die göttliche Liebe wieder glaubhaft werden. Ja, um die Wahrheit zu sagen, die menschliche Liebe ist der einzige Gottesbeweis, den weite Kreise der heutigen Welt noch anzunehmen bereit sind.

Gertrud von le Fort

In diesen Tagen erreichte uns eine Meldung aus London. Ein Busfahrer stoppte unvermittelt am Straßenrand, begab sich neben das Fahrzeug, rollte einen Teppich aus, entledigte sich der Schuhe und verrichtete daraufhin seine Gebete gegen Mekka gewandt. Danach kehrte er ohne eine Erklärung oder Entschuldigung ans Steuer zurück und setzte die Fahrt fort. »Bizarr und unangenehm« sei das gewesen, schilderte eine junge Mutter dem *Daily Telegraph* das Verhalten des Chauffeurs. Und die Leitung der Londoner Verkehrsbetriebe entschuldigte sich bei den Fahrgästen. Sie respektiere zwar den Glauben ihrer Mitarbeiter, doch wer beten wolle, solle dies in seinen Pausen und in den dafür vorgesehenen Räumen der Verkehrsbetriebe tun.

Es ist durchaus einsichtig, dass dies so gehandhabt werden muss und das Vorhandensein solcher Räume – wie ja auch in Sihlcity – zu schätzen ist. Wo kämen wir auch hin. Trotzdem ertappe ich mich dabei, Hand aufs Herz, dass ich es im Grunde der Dinge halt doch genial finde, wenn so etwas mal vorgekommen ist. Das ruft mir

in Erinnerung, dass es bei aller Mobilität und Geschäftigkeit etwas Höheres, Wichtigeres gibt im Leben. Es ruft mir auch in Erinnerung, dass es das Gebet und Gebetszeiten gibt. Und es lässt in mir die bange Frage im Herzen aufsteigen, wie ich als Christ es habe mit meiner Gläubigkeit und meinen Gebeten und ob ich manchmal der Arbeit und des Erfolges wegen auf die große Kraftquelle des Lebens verzichte?

Du. Höre auf meine Bitten, dass ich keine Angst mehr empfinde, weil ja Du die Weltnot überwunden hast.

Peter Walss

Ein Du haben, zu dem man reden kann, das man um etwas bitten kann, dem man Ängste zugestehen kann – ein solches Du haben, das die Weltnot überwunden hat: »In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« (Johannes 16,33)

Dieses Du ist Jesus Christus. In aller Not, die wir verstehen, und in allen Ängsten, die uns unbegreiflich sind, wissen wir, dass wir mit all unseren Fragen, mit

unserem Zagen auch, bei ihm verstanden werden und aufgehoben sind, im Zeichen von Tod und Auferstehung.

Bei den derzeitigen Weltgeschehnissen von Krisen und Kriegen liegen uns vorschnelle Antworten fern und beschäftigen uns harte Schicksale ganzer Völker und einzelner unschuldiger Menschen. Mitdenken, mitbeten, mitfühlen im Glauben an Jesus Christus – und wissen, bei ihm gibt es Vergebung und Versöhnung, Neuanfang und Leben, aus dieser Kraft leben wir.

Der Zürcher Pfarrer Peter Walss hat auf dem Krankenbett seine Ängste wahrgenommen, ist zu ihnen gestanden und hat dieses Du angerufen. Er konnte die Sätze in seinen Laptop schreiben. Sie wurden unter dem Titel *Gebete auf dem Rücken liegend* im Jahre 1993 veröffentlicht und sind uns erhalten. Sie zeugen von menschlichem Schmerz, von Enttäuschung und Hoffnung und von der Geborgenheit in der Liebe Christi, denn: »Die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus.«
(1. Johannes 4,18)

Der Gott, der uns die Gebote gibt, befreit uns aus der Macht unfrei machender Götter, dem unpersönlichen und unberechenbaren Gott der Natur, den tyrannischen Göttern des Staates, der Tagesmode, der öffentlichen Meinung, der Leistung, der Karriere.

Jan Bots

Der niederländische Jesuit, Kirchenhistoriker und Exerzitienmeister Jan Bots (geb. 1930) gibt zu bedenken, dass derselbe Gott, der uns die Gebote gibt, uns auch befreit von Göttern, die einengen, letztlich also Angst, eben: Enge machen. Das kann eine unpersönliche Gottesmacht sein, die Schicksal heraufbeschwört, aus dem es kein Entrinnen gibt. Das kann ein unberechenbarer und grausamer Gott der Natur sein, der über Fressen und Gefressenwerden bestimmt. Das kann alles sein, was aus uns das macht, was wir aus Gott nicht machen sollen: ein starres und stures Bild, das zur Leblosigkeit weist. Einatmen und ausatmen, Flexibilität und Unterwegssein, Vergebung und Neuanfang – wie viel anders ist damit das Leben, zusammen mit Gott, der ewig bleibt.

Darum lesen wir als Vorspann zu den zehn Geboten in 2. Mose 20,2: »Ich bin der Herr, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus.« Er macht uns durch Jesus Christus für das Leben frei und schenkt uns ein großes, weites Land. Ja,

es ist derselbe Gott, der uns die Gebote gab – und der uns frei macht aus Ängsten und Engführungen.

Heute erinnere ich mich, wie ich Teil eines Ganzen bin, aufrecht zwischen Erde und Himmel, eingebunden in Schöpfung und Kosmos.

Pierre Stutz

In diesen wenigen Worten des katholischen Theologen und Autors Pierre Stutz finden wir die beiden Kreuzesbalken eingezeichnet: Der waagrechte Balken, die Gemeinschaft in der Schöpfung, und der senkrechte Balken, die Gemeinschaft mit Gott.

Ein Besucher der Sihlcity-Kirche äußerte sich folgendermaßen zum obigen Zitat: »Es tut einem Menschen immer gut, wenn er eingebunden ist, wenn er ein Zahnrad eines größeren Ganzen ist, wenn er an einem Ort ist, wo er gebraucht wird, wo er nützlich ist, wo er für andere etwas sein kann.«

Das eingezeichnete Kreuz zeigt die Gefährdung an, der jeder Teil der Schöpfung ausgeliefert ist. Sorgen wir dafür, dass jeder Mensch einen Ort hat, wo er gebraucht wird? Schon nur dieses Gefühl wird im Alltagsleben

nicht im Entferntesten vermittelt! Der Eine kämpft verzweifelt um eine Arbeitsstelle – der Andere kämpft gegen die Angst an, sie zu verlieren. Gebraucht werden, nützlich sein, für andere etwas sein können – wie es jener Besucher von sich gab – all das vermissen heute zu viele unter uns.

Jesus berichtete einst von einem Mann, der zu einem großen Essen einlud, aber die Gäste ließen sich entschuldigen. Da sei der Hausherr zornig geworden und wies seinen Knecht an: »Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und bring die Armen und Verkrüppelten und Blinden und Lahmen herein!« (Lukas 14,21)

O Gott-Liebe, mich hast du ohne Entgelt geschätzt und geliebt. Gib mir, dass ich mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft dich liebe und schätze: dich.

Gertrud von Helfta

Die Mystikerin des 13. Jahrhunderts – es ist die einzige deutsche Heilige mit dem Beinamen »die Große« –, Gertrud von Helfta, knüpft an das grundlegende Wort des »Höre, Israel« aus dem 5. Buch Mose 6,5 an, wo es

heißt: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft.«

In diesen Tagen wurde die älteste bekannte hebräische Inschrift durch einen israelischen Forscher entziffert. Sie stammt aus dem 10. Jahrhundert vor Christi Geburt, als König David regierte, und sie ruft zum Schutz von Waisenkindern, Witwen, Armen und Fremden auf. Das berührt und ruft einmal mehr ins Bewusstsein: Gottesliebe zeigt sich in der Menschenliebe. Ganz konkret. Hier und jetzt. An uns und an den Menschen, mit denen wir es zu tun haben. Und gemeint sind eher die am Rand, die Vergessenen, Verschapften, Unangesehenen, die im Schatten, die vom Pech Verfolgten. Die auch gerne einen Platz an der Sonne hätten.

Viel später als diese Inschrift, deren Alter erstaunte, und viel später als Gertrud von Helfta, nämlich im 18. Jahrhundert, hat Ulrich Bräker, der Arme Mann im Toggenburg in seinen Aufsehen erregenden Aufzeichnungen über Shakespeares Schauspiele den praktischen Satz beigesteuert: »Die Liebe hat immer ihre getreuen Anhänger belohnt, wenn sie es nicht selber verdorben haben.« (»Aber die Liebe hat immer ihre getreüen Anhänger belohnt, wann sies nicht selber verderbt haben.«)

Das Licht ist in die Welt gekommen. Jeder muss sich entscheiden, ob er im Licht der Nächstenliebe oder im Dunkel der Eigenliebe leben will. Danach werden wir beurteilt. Die wichtigste Frage lautet daher: Was hast du für andere getan?

Martin Luther King

Bei der Beschäftigung mit dem Wort des Bürgerrechtskämpfers stoße ich auf zwei verschiedene Geschichten östlicher Weisheit. Die eine hat wohl mit Eigenliebe zu tun und geht so:

Im Traum sah Nasrudin, wie ihm Münzen in die Hand gezählt wurden. Als er neun Silberstücke hatte, hörte der unsichtbare Geber auf. »Ich muss zehn haben!« rief Nasrudin – so laut, dass er davon aufwachte. Als er merkte, dass das ganze Geld verschwunden war, schloss er die Augen wieder und murmelte: »Also gut, gib sie her, ich bin auch mit neun zufrieden.«

Die zweite Geschichte handelt von der Nächstenliebe und fällt auch recht differenziert aus. Ein Mönch sagte zu Nasrudin: »Ich bin innerlich so frei und losgelöst, dass ich nie an mich selbst denke, nur an andere.« Nasrudin antwortete: »Ich bin so objektiv, dass ich mich betrachten kann, als wäre ich eine andere Person; daher kann ich es mir leisten, an mich selbst zu denken.«

***Achten die Menschen sich selbst, so achten sie
gewöhnlich auch die fremde Persönlichkeit.***

Samuel Smiles

Das deutsche Wort Achtung hat Doppelbedeutung im Sinne von pass auf, Gefahr droht, und im Sinne von Respekt, Sorge tragen. Das *Rastwort* der Woche stellt den Bezug von der Selbstachtung zur Fremdachung her, ähnlich wie Jesus sagt, liebe deinen Nächsten wie dich selbst. »An der Hand dessen, der Rosen verschenkt, bleibt immer deren Duft haften«, heißt es.

Josef Bill verdanken wir die Geschichte vom Dichter Rainer Maria Rilke, der Frau und der Rose. Während seines Pariser Aufenthaltes ging Rilke täglich um die Mittagszeit in Begleitung einer jungen Französin an einer alten Bettlerin vorbei. Stumm und unbeweglich saß die Frau da und nahm die Gaben der Vorübergehenden ohne jedes Zeichen von Dankbarkeit entgegen. Der Dichter gab ihr zur Verwunderung seiner Begleiterin, die selbst immer eine Münze bereit hatte, nichts.

Vorsichtig darüber befragt, sagte er: »Man müsste ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.«

An einem der nächsten Tage erschien Rilke mit einer wundervollen, halberblühten Rose. Ah, dachte das Mädchen, eine Blume für mich, wie schön! – Aber er legte die Rose in die Hand der Bettlerin...

Da geschah etwas Merkwürdiges: Die Frau stand auf, griff nach seiner Hand, küsste sie und ging mit der Rose davon.

Eine Woche lang blieb sie verschwunden. – Dann saß sie wieder auf ihrem Platz, stumm, starr wie zuvor.

»Wovon mag sie die ganzen Tage gelebt haben?« fragte das Mädchen. Rilke antwortete: »Von der Rose!«

Wahre Solidarität ist mehr als die Münze, die man dem Bettler hinwirft, sie ist nicht zufällig und gedankenlos. Sie kommt zu der Einsicht, dass ein Land, das Bettler hervorbringt, umgebaut werden muss.

Martin Luther King

Es kommen mir die Bettelorden in den Sinn, Menschen auch, die in den Augen der Welt als erfolgreich gegolten hätten, sich aber für ein Leben in Armut und Genügsamkeit entschieden haben, gemäß dem Wort Jesu in der Feldrede nach dem Lukas-Evangelium 6,20f.: »Selig ihr Armen – euch gehört das Reich Gottes.«

Etwas anderes ist Armut, die einem zugefallen ist und nicht selbstgewählt. Auch diesen Betroffenen spricht Jesus zu: »Selig, die ihr jetzt hungert – ihr werdet gesät-

tigt werden.« Und doch ist Hunger in dem »Land, das von Milch und Honig fließt« (2. Mose 3,8) eine große Katastrophe. Manchmal denke ich an den gut organisierten Ameisenstaat, wo solches nicht zugelassen wird. Die Schere zwischen Armen und Reichen, Hungernden und Satten ist unerträglich. »Umbauen« rät der amerikanische Bürgerrechtler und Baptistenpastor. Dazu braucht es eine gute Einstellung, die viele Menschen teilen. Beginnen können wir bei uns selber und mit dem Gebet, das rund um die Erde zieht.

Auf der Waage der göttlichen Gerechtigkeit werden die Gaben nicht nach der Menge, sondern nach der Gesinnung gewogen.

Leo der Grosse

Papst Leo I., meist Leo der Große genannt, lebte im 5. Jahrhundert. Spannend, wie seine Gedankengänge und die Abläufe des täglichen Lebens damals wie heute aktuell sind! Wir werden an die berühmte Gabe der Witwe erinnert, die im Evangelium nach Markus in den Versen 41 bis 44 des 12. Kapitels beschrieben wird. Und an die Worte Jesu zu seinen Jüngern: »Diese arme

Witwe hat mehr eingeworfen als alle andern, die etwas in den Opferstock eingeworfen haben.«

Die Szene kann man sich so vorstellen: Im großen Tempel gab es eine Schatzkammer. Darin standen 13 Opferkästen für die Gaben der Pilger und Gläubigen. Hinter jedem Kasten war ein Priester stationiert, der die Gaben entgegennahm. Bei größeren Summen nannte er laut den gespendeten Betrag. Bei enorm hohen Summen ließen sie sogar die Posaunen ertönen. So merkte jeder, wer hier viel gab. – Kommt wohl daher unser Begriff vom Ausposaunen, d.h. Bekanntmachen?

Jesus durchbricht auch an dieser Stelle die gängigen Wertvorstellungen. Die Frau hatte zwei Lepta eingeworfen, zwei jener kleinsten, nicht durch ihren Materialwert gedeckten Münzen des damaligen Münzsystems. Die Priesterstimme ertönt nicht, geschweige denn die Posaunen. Niemand nimmt Notiz. Aber über uns wacht einer, dessen Waage nach der Gesinnung geht. »Sie hat mehr eingeworfen als alle andern.« Also kommt ihr auch diese Ehre zuteil.

Der Geist wird reich durch das, was er empfängt, das Herz durch das, was es gibt.

Victor Hugo

Im Kindesalter hatte ich bei uns zuhause das Bildchen eines gezeichneten Wasserbrunnens vor Augen und dazu standen die Worte geschrieben: »Still und einfach ist mein Leben, geben, immer nur geben.« Der Brunnen kann das, weil er ständig erhält. Das Leben ist ein Geben und Nehmen. Für das Nehmen war dann auch noch ein aufgeweckter Vogel ins Bild gezeichnet, der auf dem Hahnen stand und sich am sprudelnden Wasser erlabte. So war das Bild des Lebens abgerundet. Leben fließt still, und es ist ein Geben und Nehmen.

Der französische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, Victor Hugo, bezieht den Reichtum des Empfangens auf den Geist, den Reichtum des Gebens auf das Herz. Das ist eine tiefe Angelegenheit. Wichtig erscheint dabei die Authentizität, das Wahrhaftige. Das leidet in der Zeit der Oberflächlichkeit und des Glanzes. Die Tageszeitungen berichten von einer neuen Studie zum in der Schweiz beliebtesten sozialen Netzwerk Facebook durch Libby Copland an der renommierten kalifornischen Universität Stanford. Es wurde untersucht, für wie glücklich Studenten ihre Mitstudenten halten und wie dies auf ihre eigene Laune wirkt. Dabei wurde die klare Tendenz zur

Überschätzung positiver Gemütsverfassungen und zur Unterschätzung negativer festgestellt, was zu Einsamkeitsgefühlen führt.

Verstehen und verstanden werden, das ist ein hohes Gut; eben, geben und nehmen, Nahrung für Geist und Herz, in der Stille. Dann werden auch Tränen zugelassen, bei sich selber, und man sieht auch das Weinen hinter dem Lächeln der andern.

Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein, wo Gottes Kinder sind, die Tür ist gar zu klein.

Angelus Silesius

Das Kind im Manne, wie wir so schön sagen, oder dann eben das Kind im Menschen, dieses Kind wird angesprochen vom religiösen Dichter des deutschen Barock, Angelus Silesius (lat. für Schlesischer Bote oder Engel).

Dabei kann er sich auf den Meister selbst, auf Jesus berufen. Als ein Rangstreit unter den Jüngern ausbrach und sie ihn fragten, wer der Größte im Himmelreich sei, rief er ein Kind herbei, stellte es in die Mitte (!) und sagte: »Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich hineinkommen. Wer

sich also zu den Geringen zählt wie das Kind hier, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein Kind wie dieses in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf.« Jesus solidarisiert sich mit den Geringen, so auch den Kindern.

Aufmüßig lässt Antoine de Saint-Exupéry den Kleinen Prinzen sagen: »Nur die Kinder wissen, wohin sie wollen.« Und die jüdische Überlieferung berichtet: »Auf den Säuglingen im Lehrhaus steht die Welt.«

Ja, und dann noch Goethe, wie er am 29. Juni 1771 an Wilhelm schrieb, in seinem Buch *Die Leiden des jungen Werthers*, unvergesslich: »Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder siehst du und junge Kinder, nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt.«

Im Ganzen jedoch sind die Träume der Jugend nicht zu verachten. Meistens entsprechen sie einer unbewussten Anlage und daher auch der Bestimmung des Menschen.

Carl Hilty

Ob Carl Hilty aus eigener Erfahrung spricht? Er war Hochschullehrer für Staats- und Völkerrecht, Laientheo-

loge und Verfasser mehrerer Buchwerke. Am bekanntesten sind wohl seine drei Bändchen zum Thema »Glück«, deren Inhalt sogar in der modernen Glücksforschung ihren Niederschlag gefunden hat. Hilty lebte von 1833 bis 1909.

Sind Träume nicht bloß Schäume, wie es der Volksmund sagt? Scheinbar nicht alle. Es gibt Visionen, Vorahnungen, Dinge, welche sich früh aus den tieferen Schichten der menschlichen Seele abzeichnen und ernst genommen werden wollen. Der Dichter Friedrich Hölderlin äußerte einst: »O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.«

Hilty spricht der Jugend das Wort, ihren Eingebungen und Ausblicken. Er wehrt der Verachtung derselben. Da ist Respekt gefordert, und das Gespräch mit Gott. »Kinder wohnen im Haus von morgen, das ihr nicht aufsuchen könnt, nicht einmal in euren Träumen.« Darauf hat Khalil Gibran in seinem Hauptwerk *Der Prophet* eindrücklich verwiesen.

Halte deine Träume fest, lerne sie zu leben. Gegen zu viel Sicherheit, gegen Ausweglosigkeit: Halte deine Träume fest.

Liedtext von Eugen Eckert

Ein Blick auf die sprachliche Herkunft des Wortes »Traum« wirkt ernüchternd. Der Duden berichtet: »Das altgermanische Substantiv *troum*, englisch *dream*, gehört zu der unter *trügen* behandelten Wortgruppe.« Und dort kann man nachlesen, dass *trügen* »irreführen, täuschen« bedeutet.

Im Lied von Eugen Eckert sind andere Träume gemeint, die eher in der Nähe von Visionen anzusiedeln sind. Das seit mittelhochdeutscher Zeit bezeugte Fremdwort »Vision« heißt Sehen, Anblick, Erscheinung. Es geht also nicht um Luftschlösser, in denen man nicht wohnen kann, sondern um Kreativität im Keim.

»Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.« So sah es der deutsche Lyriker Friedrich Hölderlin. Der Apostel Paulus schrieb im Römerbrief 12,2: »Fügt euch nicht ins Schema dieser Welt, sondern verwandelt euch durch die Erneuerung eures Sinnes, dass ihr zu prüfen vermögt, was der Wille Gottes ist.«

Vergessen wir nicht den Titel »I have a dream« der berühmten Rede, die der Bürgerrechtler Martin Luther King jr. anlässlich der Protestkundgebung »March on

Washington for Jobs and Freedom« am 28. August 1963 gehalten hat. Ja, Arbeit und Frieden – das eine geht ohne das andere wohl nicht! Wir leben vom Sinn des Lebens.

Möge deine Hand groß genug sein, wenn du die Früchte des Feldes zu einem Feind trägst.

Segenswort aus Irland

Feindschaften soll man nicht unterschätzen – denn sie stellen eine enge Beziehung dar, wenn auch aufs Ganze gesehen keine erfreuliche. Ein Berufskollege, es war ein Inder, meinte einmal zu mir: »Zum Streiten braucht es zwei – und ich streite nicht.« Eine Volksweisheit sagt aber auch, dass niemand in Frieden leben kann, wenn der Nachbar Unfrieden begehrt.

Jesus hielt uns zur Feindesliebe an und ging mit dieser Forderung weit über alle anderen Religionen hinaus. Sie und seinen Tod am Kreuz finden wir nirgendwo sonst.

Die orientalische Weisheit kennt dreierlei Feinde: Den Feind selbst, den Freund des Feindes, und den Feind des Freundes (aus Persien).

Das Segenswort aus Irland wird so konkret mit der großen Hand, in der wir die Früchte des Feldes dem Feind bringen. Wenn das jedoch unmöglich ist, sollten wir nicht vergessen, wie es Abraham mit Lot gemacht hat: »Gehst du zur Linken, so will ich zur Rechten...«

***Zur Ruhe am Wasser führt mich Gott,
neues Leben gibt er mir.***

Psalm 23,2b.3a

In diesen Tagen gewährte mir ein jüdisch-gläubiger Mitbürger von Zürich im Tram unterwegs einen Blick in seine Taschenagenda. Er zeigte auf hebräische Schriftzeichen, die er stets bei sich trage. Das sei ein Reisegebet! Wie sinnig, denke ich, unterwegs diese Worte bei sich zu tragen, in steter Verbindung mit Gott. Das könne ich in jedem Gebetsbuch jüdischen Glaubens finden, sagte er mir. So sah ich in jenem der Sihlcity-Kirche nach und fand das »Gebet bei einer Landreise«:

»Möge es wohlgefällig vor dir sein, Ewiger, unser Gott und Gott unserer Väter, uns in Frieden zu geleiten, uns in Frieden dahinschreiten zu lassen, uns zu stützen und zum Ziele unseres Wunsches zu führen zum Leben, zur

Freude und zum Frieden (und lass uns in Frieden in unser Haus heimkehren), rette uns aus der Hand jedes Feindes und Wegelagerers und aus allen Arten von Heimsuchung, die oft plötzlich auftreten. Schicke Segen in das Werk unserer Hände und lass uns Gunst, Gnade und Erbarmen finden in deinen Augen und den Augen aller, die uns sehen, und erhöere die Stimme unseres Flehens, denn du, o Gott, erhöerst das Gebet und bist gnädig...«

Den Sabbat feiern bedeutet, unsere letzte Unabhängigkeit von Zivilisation und Gesellschaft zu erfahren, von Leistung und Angst.

Joshua Heschel

»Denke an den Sabbattag und halte ihn heilig. Sechs Tage sollst du arbeiten und all deine Arbeit tun; der siebte Tag aber ist ein Sabbat für den Herrn, deinen Gott.« – So lesen wir in 2. Mose 20,8.9. Dabei geht es nicht nur um das Ausruhen für den Körper, sondern auch für die Seele und den Geist sowie um die Pflege unserer Beziehung zu Gott.

Der Rhythmus ist wichtig: Sechs Tage arbeiten, am siebten Tage ruhen. Es wurde einmal in einem Betrieb im Ausland ein Versuch gestartet, von dem man sich höhere Produktivität erhoffte: Dreizehn Tage arbeiten,

am vierzehnten Tage ruhen. Die Übung musste abgebrochen werden, weil sie der Gesundheit abträglich und auch der Produktivität nicht förderlich war.

Auf einen weiteren Aspekt macht der jüdische Religionsphilosoph Joshua Heschel aufmerksam, und zwar auf den sozialen. Der Sabbat – oder eben der Sonntag – enthebt uns vieler gesellschaftlicher Abläufe, in die wir während der Arbeitswoche eingebunden sind. Manche Unterschiede entfallen.

Der emeritierte Heidelberger Theologe Christian Möller beschrieb den Sonntag einst als »ein uralter Baum, in dessen Schatten wir uns stets jeden siebten Tag ausruhen dürfen. Dieser Baum kann nicht gegen andere Bäume eingetauscht werden. Es ist ein einzigartiger Baum, für dessen Rettung uns nichts zu schade und nichts zu teuer sein sollte. Denn wenn er gefällt wird, wächst die Wüste um uns herum in einem unheimlichen Ausmaß.«

Arbeit und Feier vollenden einander.

Ludwig Strauss

Das *Rastwort* für diese Woche ruft uns in Erinnerung, dass Arbeiten und Feiern zusammen gehören. Unsere deutsche Sprache trägt diesem Wissen Rechnung mit dem Begriff Feierabend. Um 18 Uhr erklang das Angelus- oder Feierabendläuten, das alle zum gemeinsamen Abendgebet aufrief. An manchen Orten ist das immer noch der Fall. Eine Redewendung sagt: Jetzt machen wir Feierabend. Das bedeutet Arbeitsschluss für heute. Nicht alle Sprachen verfügen über ein Wort für Feierabend. Da muss man es erklären, und es wird vielleicht als Fremdwort aufgenommen. Möge es für uns kein Fremdwort bleiben, sondern unseren Seelen Kraft geben.

Kirchenvater Augustinus (354-430) war ein harter Arbeiter, und er hat einmal geschrieben, wovon er angetan war in seinem Leben. Da kommen Arbeit und Feier schön zusammen:

*Zusammen reden und lachen;
liebevoll aufeinander eingehen;
gemeinsam Freude an Büchern haben;
sich gegenseitig necken und ernst nehmen;
manchmal uneinig sein, doch ohne Feindseligkeit
(wie man auch mit sich selber uneinig ist)*

*und gerade mit der seltenen Uneinigkeit die stete Einigkeit
würzen;
einander lehren und voneinander lernen;
nach den Abwesenden sich kummervoll sehnen
und die Ankommenden freudig empfangen;
mit solcherlei Zeichen
– aus den Herzen der Liebenden und Wiederliebenden
durch den sprechenden Mund, durch die Augen,
durch tausend freundliche Gebärden gegeben –
die Gemüter erglühen lassen
und aus vielen ein einziges zusammenschmelzen:
Von all dem war ich angetan.*

***Atem Gottes der du mich atmest
bis in die Tiefe der Seele mein
dass ich dich atme
und lebe aus dir
und werde
was du mir
anvertraut
zu sein.***

Margrith Conrad

Die Seelsorgerin Margrith Conrad greift den Atem auf. Interessant wie viele Redewendungen unsere Sprache dazu kennt. Wir reden von außer Atem und atemlos sein,

tief Atem holen, durchatmen, den Atem anhalten, atemberaubend, den längeren Atem haben, eine Atempause machen, den Atem verschlagen, aufatmen und: bis zum letzten Atemzug.

Hebräisch, die Sprache des Alten Testaments, kennt das Wort *Näfäsch* für Atem. Es bedeutet auch Hauch, Wesen, Leben, Seele, Verlangen, Empfinden und Stimmung.

Bei alledem nicht allein zu sein, sondern sogar geatmet werden von jenem, der uns umfasst und hinten und vorne umschlossen hält und seine schützende und gütige Hand auf uns gelegt hat, wie es im wunderbaren Vertrauenspsalm 139 heißt, und dabei zu werden, was er uns anvertraut hat zu sein – all das ist ein ganz großer Unterschied.

Herr, wer könnte mit seinem Geist auch nur eines von deinen Worten ganz verstehen? Das, was wir nicht erfassen, bleibt größer als das, was wir verstehen, wie Dürstende, die an einer Quelle trinken.

Ephräm der Syrer

Der Kirchenlehrer und Asket spricht das an, was wir mit zunehmender Glaubenserfahrung empfinden: Gott ist viel größer als wir ihn denken. Ja, oftmals denken wir Gott zu klein. Ephräm gebraucht ein schönes Bild: Wir sind wie Dürstende, die an einer Quelle trinken... Es gehen Psalmen durch meinen Kopf: »Übervoll ist mein Becher« (Psalm 23,5) zum Bild des Dürstenden, der zum Trinken bekommt.

Und Psalm 139,1-6 kommt mir zur unvorstellbaren Größe Gottes in den Sinn: »Herr, du hast mich erforscht, und du kennst mich. Ob ich sitze oder stehe, du weißt es, du verstehst meine Gedanken von fern. Ob ich gehe oder liege, du hast es bemessen, und mit allen meinen Wegen bist du vertraut. Kein Wort ist auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht ganz und gar kennst. Hinten und vorne hältst du mich umschlossen, und deine Hand hast du auf mich gelegt. Zu wunderbar ist es für mich, dies zu erkennen, zu hoch, ich kann es nicht fassen...«

***Die Elenden werden unterdrückt, die Armen seufzen,
darum stehe ich auf, spricht der Herr, und bringe
Rettung dem, den man hart bedrängt.***

Psalm 12,6

Die Propheten werden nicht müde, um für die Gerechtigkeit einzustehen, denn ohne die Gerechtigkeit gibt es keinen Frieden: »Hört dies, die ihr dem Armen nachstellt und die Elenden im Land beseitigt ... und fälschen die Waage für den Betrug, um Hilflose zu kaufen für Geld.« (Amos 8,4.5.)

Jesus solidarisiert sich mit den Benachteiligten: »Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.« Und dann sein ganz großer Satz im 25. Kapitel des Matthäus-Evangeliums: »Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.«

Noch im letzten Kapitel der Bibel lesen wir die erlösenden Worte: »Keine Nacht wird mehr sein, denn Gott, der Herr, wird über ihnen leuchten.« (Offenbarung 22,5) Und das Kirchenlied ist noch nicht verhallt: »Sonne der Gerechtigkeit, gehe auf zu unsrer Zeit... Lass uns deine Herrlichkeit sehen auch in dieser Zeit und mit unsrer kleinen Kraft suchen, was den Frieden schafft.«

***Befehl dem Herrn deinen Weg und vertraue auf ihn,
er wird es vollbringen.***

Psalm 37,5

Der Psalmsänger sieht das Problem der Ungerechtigkeit und weiß, dass Böses oft gelingt und uns diese Tatsache in Zweifel stürzen oder Neidgefühle in uns wecken kann. Er ruft zur Besonnenheit auf und erinnert daran, dass das Gute Bestand hat. Für das Gute einzutreten und standhaft zu bleiben lohnt sich letztendlich.

Es hört sich so leicht an, den Weg dem Herrn zu befehlen und darauf zu vertrauen, dass er es gut machen wird. Stillesein und vertrauen fallen oft schwer.

Jesaja vergleicht in 30,15-18 das Leben im Vertrauen auf die eigene Stärke mit einer Flucht auf Pferden. Er mahnt: »In Umkehr und Gelassenheit werdet ihr gerettet, in der Ruhe und im Vertrauen liegt eure Stärke.« Und er erinnert wohlthuend daran, dass Gott darauf wartet, gnädig zu sein. In Zeiten der Unruhe, des Zweifels und der Anfechtung vermögen uns diese Worte auf das wahre Glück hinzuweisen und uns vor Scheinglück oder gar Unglück zu bewahren. Der Prophet wird nicht müde, das Wort Gottes zu verkünden und uns seine Zusage mitzuteilen, dass er einen Weg durch die Wüste bahnt und Wasser strömen lässt für alle, die ihn von Herzen suchen.

***In einem ehrlichen Zweifel ist manchmal mehr
Glauben enthalten als in unseren Glaubens-
bekenntnissen.***

Alfred Tennyson

Die Redewendung »ein ehrliches Wort zur rechten Zeit« findet nach den Treffern der Internet-Suchmaschine folgende Fortsetzungen: »kann späteren Ärger vermeiden helfen«, »ist meist das Beste«, »ist immer viel wert«, »hilft fast immer«, »hätte vieles vermieden«, »hat selten geschadet«. Ehrlichkeit trägt zur Problemlösung bei, auch wenn sie im Moment unangenehm ist. Allerdings darf Ehrlichkeit nicht mit Takt- und Rücksichtslosigkeit einhergehen.

Das Gegenstück zum »ehrlichen Wort zur rechten Zeit« bildet der Ausdruck »jemandem Honig ums Maul schmieren«. Nur das nicht und schon gar nicht mit Gott, muss sich der englische Dichter des 19. Jahrhunderts, Alfred Tennyson, leidgeprüfter Sohn eines Geistlichen, gesagt haben. Für ihn gilt »ehrlich währt am längsten«, auch wenn dies mit Zweifel verbunden sein sollte.

Der Zweifel hat in der Bibel seine Tradition. Hiob im Alten Testament, Thomas im Neuen. Auch die Rechtsprechung des alten Rom würdigte den Zweifel: *In dubio pro reo* hieß es, »im Zweifel für den Angeklagten«, oder *in dubio pro libertate*, also »im Zweifel für die Freiheit«. Wenn dem Gericht Zweifel an der Schuld blieben, wurde

ein Angeklagter nicht verurteilt. Könnten wir auch sagen, »im Zweifel für den Glauben«? Und überhaupt: Soll der Zweifel etwas Heilsames in sich bergen? Ja, denn nur dem Fragenden antwortet Gott. Und das tut er.

***Wirklich lebt nur der, in dessen Herz Gott wohnt
und der sich dieser Gegenwart immer bewusst ist.***

Mahatma Gandhi

Kannst du mir sagen, wo Gott wohnt, sagte einer zum anderen. Und der gab zurück, kannst du mir sagen, wo er nicht wohnt?

Durch die Kreuzigung und die Auferstehung von Jesus Christus wissen wir, dass Gott oft dort wohnt, wo wir ihn nicht vermuten. Dort wo es schwierig ist. Wo gelitten wird. Wo man zweifelt, gar verzweifelt. Da ist das Wort »zwei« drin. Dort ist der Eine, der zusammenbringen kann, was getrennt ist, der heilen kann, was verwundet ist.

Gott kann überall wohnen. Damit wir das merken, braucht es Orte, an denen dieses Wissen und die Gemeinschaft mit ihm gepflegt werden. Darum singt der

Sänger des 26. Psalms in Vers 8 so eingängig und fröhlich: »Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt.«

***Gott, du deckst mir den Tisch
im Angesicht meiner Feinde.
Du salbst mein Haupt mit Öl,
übertoll ist mein Becher.***

Psalm 23,5

In festlichem Schmuck, den Kopf königlich mit Öl gesalbt, wird zum fröhlichen Essen im Gotteshaus geschritten. Auffällig: Sogar Feinde vermögen die Freude an der Gegenwart Gottes nicht zu mindern. Der Ausleger Artur Weiser schrieb einst: »So erweist sich die Gottesfreude als die Überwinderin der Bitternisse, die die Reibungen menschlichen Zusammenlebens verursachen.« Er erkennt zwar auch, dass der Psalmendichter die Feinde Feinde sein lässt und den letzten Schritt zur Überwindung in Richtung Feindesliebe, wie sie von Jesus gefordert wird, nicht tut.

Der Grundgedanke, dass die Freude am Dasein Gottes («Du bist bei mir«, wie es im selben Psalm 23 auch heißt) größer ist als alles andere, das die Freude trüben

möchte – zumindest bei Festen – lässt sich hineinnehmen ins Leben und in die Festtage.

Fröhlichkeit gehört zum Christentum wie der Duft zu einer Blume.

Albert Schweitzer

Wie denn? Ist das Christentum verkümmert, wenn nicht die Fröhlichkeit damit einherschreitet? Der Urwalddoktor aus Lambarene will es uns lehren.

Allerdings gibt es auch Arten der Fröhlichkeit, auf die wir uns nicht einlassen wollen: Schadenfreude, Häme und letztlich jeder Lustgewinn auf Kosten anderer. Opfer darf es da keine geben.

Die Fröhlichkeit, die zum Christentum gehört, nährt sich letztlich aus der Auferstehungsfreude und sie wird gestärkt durch die Gerechtigkeit. Eine wunderbare innere geistliche Freude, die einem durch nichts und von niemandem genommen werden kann wenn man sie einmal erfahren hat.

Die Empfehlung liest sich auch im alttestamentlichen Buch der weisen Sprüche Salomos: »Ein fröhliches Herz

ist die beste Arznei; ein gedrücktes Gemüt dörft das Gebein aus.« (Sprüche 17,22)

Erlöster müssten die Christen aussehen, und bessere Lieder müssten sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben soll.

Friedrich Nietzsche

Dieser Satz des Philosophen Friedrich Nietzsche wird wohl immer eine kritische Anfrage an unser aktuelles Christsein bleiben. Als ein Theologiestudent in den Siebzigerjahren aus Südkorea in die Schweiz kam, zeigte er sich nach seinem ersten Gottesdienstbesuch arg enttäuscht: »Es kamen nur wenige, und sie sangen nicht laut und fröhlich!« Zeigt unser Christentum Alterserscheinungen? Ist es »ausgepowert«, wie die Jungen sagen würden, oder ist die Luft draußen? Hat es seinen Dienst getan? Dürfen wir auf kulturelle Leistungen zurückblicken, oder redet die Bibel mit ihrer guten Nachricht aufrüttelnd und frohmachend zu uns?

Der Satz Nietzsches wurde nicht ausgewählt, um schlechtes Gewissen zu schüren. Zudem kann man ihn auch kritisieren: Entspricht es nicht auch einer Zumu-

tung und Strapazierung, wenn wir Christen allezeit gelöst wirken und fröhliche Lieder auf den Lippen haben sollten? Das könnte zynisch wirken. In der Passionszeit sollen wir auch die Schmerzen und den Tod Jesu Christi und das Leid in der Welt sehen – und mitleiden, um an Ostern seine Auferstehung mit Freuden zu preisen.

Sterben heißt von einer Hand Gottes in die andere kommen.

Dietrich Bonhoeffer

Wir leben in der Passionszeit. Da wird dem Leiden und Sterben Christi gedacht, und es werden Vorbereitungen auf das Fest seiner Auferstehung an Ostern getroffen. Dieser Zeit kommt im Kirchenraum die Farbe violett zu, es ist – wie die Adventszeit vor Weihnachten – eine Zeit der Besinnung und der Buße.

Sterben als ein Umzug von einer Hand Gottes in die andere, als ein Wechsel aus der Zeit in die Ewigkeit, so sah es der deutsche evangelisch-lutherische Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906-1945), ein profilierter Vertreter der Bekennenden Kirche und Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Lange vor ihm schrieb

die Heilige Mechthild von Magdeburg (um 1207-1282), eine der bedeutendsten Mystikerinnen Mitteleuropas, sterben zu müssen bereite ihr keine Furcht, denn wie das sein wird, habe Gott ihr vorausgesagt: »Ich ziehe meinen Atem ein, und du folgst mir.« Wie leidvoll der Gedanke an das Sterben auch sein kann und wie sehr sterben auch loslassen heißt, so sehr bedeutet es im Glauben an den gekreuzigt-auferstandenen Christus auch den Gewinn von etwas Größerem.

Der selig gesprochene Papst Johannes XXIII. (1881-1963) – auch »Konzilspapst« oder im Volksmund *il Papa buono* (»der gute Papst«) genannt – folgerte einmal ganz persönlich für sein Leben: »Ich muss mich mit dem Gedanken an den Tod vertraut machen, und zwar so, dass mein Leben dadurch noch fröhlicher, noch beweglicher, noch arbeitsamer wird.« Von Ostern her fällt Licht in unser Leben, auch im Gedanken an den schmerzlichen Abschied, der im Karfreitag beschlossen liegt.

Die äußerste Einsamkeit, in der ich manche Menschen in den reichen Ländern vorgefunden habe, ist schlimmer als Lepra.

Mutter Teresa

»Ich lebe allein, aber ich bin nicht einsam«, pflegte ein katholischer Priester zu sagen, wenn die Rede auf den Lebensstil kam.

Für das schlimmste Übel hielt die selig gesprochene Mutter Teresa (1910-1997) die äußerste Einsamkeit. Hier in den reichen Ländern diese Armut und Verlorenheit, dort in den Entwicklungsgebieten Entbehrung, Hunger, Krankheit und Tod.

Der französische Journalist und Soziologe Joseph Folliet (1903-1972) dachte über Alleinsein und Einsamkeit nach und erinnerte an eine tiefere Dimension, die es zu finden gilt und die heilend wirkt: »Einsamkeit, Verlassenheit, Melancholie – es gibt kein Heilmittel gegen diese Übel, wenn man nur in dieser Welt lebt. Ihnen entgehen nur jene, die an die Ewigkeit glauben; solche Menschen fühlen sich nie völlig allein, die Traurigkeit des Verlassenseins kann sie im letzten nicht anfechten. Sie wissen, dass Einer da ist, der sie nie vergessen wird, der immer vor ihnen, neben ihnen und in ihrem Herzen ist: Gott.«

So kann Einsamkeit überwunden und zu einer neuen Lebensqualität gefunden werden, die der Psychologe

Günter Radtke eindrücklich beschreibt: »Die Einsamkeit hat mich gelehrt, dass das Zusammensein mit anderen etwas ziemlich Schönes ist. Und das Zusammensein mit anderen hat mich gelehrt, dass die Einsamkeit etwas ziemlich Schönes ist. Und so habe ich viel Abwechslung und ein ziemlich schönes Leben.«

Herr, gib allen, die dich suchen, dass sie dich finden, und allen, die dich gefunden haben, dass sie dich aufs Neue suchen, bis all unser Suchen und Finden erfüllt ist in deiner Gegenwart.

Hermann von Bezzel

Himmelfahrt Christi, landläufig Auffahrt genannt, wird am 40. Tag des Osterfestkreises, also 39 Tage nach dem Ostersonntag gefeiert. Das Fest veranlasst mich immer wieder, nicht nur über die Himmelfahrt, sondern auch über himmlische Erfahrungen in diesem Leben nachzudenken:

Den Himmel erfahre ich dort, wo ich unvermutet verstanden werde und ein bisschen zuhause sein kann.

Den Himmel erfahre ich dort, wo ich jemanden überraschend verstehe und ihm ein wenig Heimat bieten kann.

Den Himmel erfahre ich dort, wo ich erfrischend vergeben kann und ich spüre, wie viel mir auch verziehen wird.

Sag mir, wo erfährst *du* den Himmel?

Wenn jemand des Weges sicher sein will, auf dem er geht, muss er die Augen schliessen.

Johannes vom Kreuz

Der Autor des *Rastwortes* dieser Woche, Johannes vom Kreuz, musste dunkle Wege gehen, auf denen ihm hellstes Licht zu leuchten begann und seine visionär-mystische Dichtung entstand: In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1577 wurde er als »hartnäckiger Rebell« seiner Kirche im Kloster der spanischen Stadt Toledo eingekerkert, misshandelt und gedemütigt. Er verfasste unter anderem das *Gebet einer verliebten Seele* und schrieb die einprägsamen Worte:

*Mein sind die Himmel und mein ist die Erde;
mein sind die Völker, die Gerechten sind mein,
und mein sind die Sünder;
die Engel sind mein und die Mutter Gottes ist mein
und alle Dinge sind mein,
und Gott selbst ist mein und für mich,
denn Christus ist mein und mein Ein-und-alles für mich.
Was ersehnt und suchst du also noch, meine Seele?
Dein ist all dies, und alles ist für dich.*

Im Jahre 1726 wurde Juan de la Cruz, wie er auf Spanisch genannt wird, heilig gesprochen, 1926 zum Kirchenlehrer erhoben und 1993 von Papst Johannes Paul II. zum Schutzpatron der spanischsprachigen Dichter ernannt.

Er war sich seines Weges sicher und musste die Augen schließen, damit ihm das innere Licht leuchtete, das helle, weite und tröstliche Licht Christi.

Der Herr ist mein Licht und meine Rettung, vor wem sollte ich mich fürchten?

Der Herr ist meines Lebens Zuflucht, vor wem sollte ich erschrecken?

Psalm 27,1

Der Wert der Stille ist in Vergessenheit geraten. Er wurde durch die Geschäftigkeit und durch die Aktivitäten verdrängt. Diese Gefahr drohte dem Menschen immer schon, nicht erst heute. Aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert stammen die Worte Laotse:

»Aus nassem Ton formt man Gefäße, aber die Leere in ihnen ermöglicht die Fülle der Krüge. Aus Holz zimmert man Türen und Fenster, aber das Leere in ihnen macht das Haus bewohnbar. So ist das Sichtbare zwar von Nutzen, doch das Wesentliche bleibt unsichtbar.«

Von Laotse also hatte Antoine de Saint-Exupéry einen Teil der Weisheit, die er in seinem Werk *Der kleine Prinz* verarbeitet hat... Das Sichtbare, das Äußere, die Geschäftigkeit, die braucht es auch; aber der Sinn, der Antrieb, Ursprung und Ziel, das Wesentliche, das, was das Leben ausmacht, liegt tiefer und kommt aus der Stille.

Der Name, kann er ausgesprochen werden, ist nicht der ewige Name.

Taoteking

Die Adventszeit läutet das neue Kirchenjahr ein, das nicht mit dem Kalenderjahr identisch ist. Es ist sehr schön, dass wir es mit einer Vorbereitungszeit auf ein Fest beginnen dürfen, auf das Fest der Geburt Jesu, das Fest der Liebe Gottes zu uns Menschen. Wir Christen feiern es als Fest der Versöhnung Gottes mit uns Menschen, als Fest der Vergebung und des Neuanfanges.

Die Kirchen haben entschieden, das Kirchenjahr 2009-2010 unter das Zeichen der »Stille« zu setzen. In Sihlcity haben wir einen »Raum der Stille«, der mitten in der Hektik des Alltagslebens geschätzt wird. Aus der Stille kommt so viel Gutes, weil wir darin zu uns und zu Gott finden können. Dann begegnen wir anderen Menschen gesammelt.

Ob wohl deshalb der chinesische Philosoph Laotse einst sagte: »Stille ist die größte Offenbarung.« – Und der christliche Reformator Martin Luther nachdachte: »Gleich wie die Sonne in einem stillen Wasser gut zu sehen ist und es kräftig erwärmt, kann sie in einem bewegten, rauschenden Wasser nicht deutlich gesehen werden. Darum, willst du erleuchtet werden durch das Evangelium, so gehe hin, wo du stille sein und das Bild

tief ins Herz fassen kannst. Da wirst du finden Wunder über Wunder.«

Gott ist das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden.

Martin Buber

Eine alte Weisheit sagt: »In einen Brunnen, aus dem man getrunken hat, soll man keine Steine werfen.« Das gilt auch für den Lebensquell als solchen. »Oh, Gott!« – »Mein Gott!« – »Mein Gott, Walter!« – Und dann die vielen wüsten Fluchworte, in denen das Wort »Gott« meistens verstümmelt vorkommt.

Die Bibel trägt dem Gottesnamen große Sorge. »Jahwe« wurde lange Zeit als »Adonai«, Herr, gelesen, damit der Name des Herrn nicht in falschem Zusammenhang ausgesprochen wird. Die Bibelschreiber verwendeten die Konsonanten von »Jahwe« und die Vokale von »Adonai«. Durch diesen Zusammenzug wurde dann das Wort »Jehova« gebildet, das noch in manchen Kirchenliedern präsent ist, so im bekannten Gesangbuch-Choral: »Dir, dir, Jehova, will ich singen; denn wo ist doch ein solcher Gott wie du? Dir will ich meine Lieder bringen; ach gib

mir deines Geistes Kraft dazu, dass ich es tu im Namen Jesu Christ, so wie es dir durch ihn gefällig ist.«

Wir finden in der Heiligen Schrift so schöne Gottesnamen. Der Prophet Jesaja (9,5) weissagt vom Messias: »Ein Kind ist uns geboren ... Und er hat ihm seinen Namen gegeben: Wunderbarer Ratgeber, Heldengott, Starker, Friedensfürst.« Denken wir auch an die »Ich-bin-Worte« von Jesus, die im Johannes-Evangelium aufgezeichnet sind: »Ich bin das Brot des Lebens.« – »Ich bin das Licht der Welt.« – »Ich bin die Tür.« – »Ich bin der gute Hirt.« – »Ich bin die Auferstehung und das Leben.« – »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.« – »Ich bin der Weinstock.« Das alles trieft von Leben. Da hat es viel Nahrung.

Es liegt im Stillesein eine wunderbare Macht der Klärung, der Reinigung, der Sammlung auf das Wesentliche.

Dietrich Bonhoeffer

La ilaha illa 'llah. – »Nein, es gibt nichts außer Gott.« Diese Worte wurden letzthin in einem unserer Seelsorgegespräche ausgesprochen. Sie entstammen dem ersten

Teil des islamischen Glaubensbekenntnisses: »Es gibt keine Gottheit außer Gott.« Wie viel Unklarheit, wie viel Unreines und wie viel Verwirrendes wird da ausgeschaltet! Ja, wir müssen »Nein« sagen können: »Nein, es gibt nichts außer Gott.«

Nein sagen drängt sich auf, »Nein« sagen zu allem, was durcheinander bringt oder durcheinander wirft. Ein Name für den Satan ist »Diabolos«, und das bedeutet in der griechischen Sprache »Durcheinander-Werfer«.

Wie viel klarer ist da der Name Jesus, des Gottes, der Mensch ward, der Name Jesus, der mit Liebe und Licht, mit Brot und Weg verbunden wird. Nicht für irgendjemand, sondern für dich und für mich, für uns, die wir hier und jetzt leben.

Es lohnt sich inne zu halten, um dies zu erkennen, stille zu sein, um die eigene Mitte zu finden, ins Lot zu kommen und sich auf das Wesentliche hin zu sammeln.

Beten ist eine gute Sache. Es braucht keine technische Energie, es zehrt nicht an den Rohstoffen der Erde, es verschmutzt nicht Luft noch Wasser – gerade so wie das Singen, das Lieben und das Tanzen.

Margaret Mead

Dem Missionar einer Buschkirche in Neuguinea fiel ein Mann auf, der immer nach dem Sonntagsgottesdienst noch lange Zeit in der Kapelle auf dem Balken knien blieb, den man dort anstelle einer Kniebank gebrauchte. Er konnte nicht lesen; er schaute nur mit auf der Brust gekreuzten Armen zum Altar, der jetzt abgeräumt und leer war. – Einmal nahm sich der Missionar ein Herz und fragte den Mann, was er denn da die ganze Zeit tue. Der antwortete lächelnd: »Ich halte meine Seele in die Sonne.«

Die Seele an die Sonne halten, innehalten, Gedanken und Herz auf Gott richten – das ist tiefes Gebet, in dem die verschiedenen Formen zur Geltung kommen können: Lobpreis und Dank, Bitte und Fürbitte. Manchmal ist es auch ein Seufzer, ein Stoßgebet also, oder es ist eher Rede zu Gott, etwa mit der bangen Frage »warum?«, die dann in einer verheißungsvollen Wende zum zukunftsgerichteten »wozu?« werden kann.

Das Beten richtet unseren Blick von den ichbezogenen Alltagsorgen weg auf die große Lebenssonne, die hell und kräftig ist. Aus diesem Urquell des Lebens dürfen

wir jederzeit schöpfen. Mit Hilfe des Gebets, das mit oder ohne Worte stattfinden kann.

Gott geht dann in das Haus ein, wenn die Seele nicht nur in seiner Liebe meditiert, sondern Tag und Nacht auch darin arbeitet.

Birgitta von Schweden

Fast unbemerkt kommt sie in die Wohnung, als Mitbringsel, eine kleine grüne Zimmerpflanze. Ans Fensterlicht gestellt schaut sie schön in die Sonne, immer glänzender das Grün; lebendig entwickelt sie sich ganz still. Dann die Überraschung: Tolle rot-satte Blüte mit kräftigem grün-gelbem Sporn, leuchtend-prächtig – und die nächste kleine Blüte will schon folgen. – Freilich dann noch die nicht ganz einfache Frage, wie diese herrliche Pflanze wohl heißen mag? Nachgefragt, gerätselt, nachgeschaut und fündig geworden: Anthurium wird sie genannt, oder auch Flamingoblume, ein Zimmergrünchen, das es aber total in sich hat.

Ja, wie ist es im Leben? In der Stille reift das Schöne, manchmal fast unbemerkt, wie denn die Heilige Birgitta von Schweden auch die Nacht in die Seelenarbeit

miteinbezogen hat. Die Seele soll nicht nur in der Liebe Gottes meditieren, das genügt nicht, sie soll Tag und Nacht auch darin arbeiten.

Da hör ich heraus: Das Leben als tätiges Gebet oder als betende Tat, eine Ganzheit, heil, das heißt denn auch ganz, ja ganz in Gott. Er segne unsere Tage und Nächte, er segne unser Leben und unsere Arbeit in seiner Liebe.

***So reich bist du,
als du tränenreich bist.
So frei bist du,
als du dich selbst überspringst.
So wahr bist du,
als du dich kannst verwerfen.
So groß bist du,
als klein vor dir der Tod ist.
So tief bist du Wunder,
als du tiefe Wunder siehst.***

Franz Werfel

In den Worten des österreichischen Schriftstellers mit deutschböhmisch-jüdischen Wurzeln, Franz Werfel, liegen Bewegung und scheinbarer Widerspruch, die einzig vom Glauben her zu verstehen sind. Ihre Faszination liegt denn auch darin begründet.

Sie erinnern an den Satz Jesu, der aufgeschrieben steht im Matthäus-Evangelium 16,25b: »Wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.« Das fällt manchmal so schwer, wenn unseren Zielen und Wünschen, unseren Absichten und Plänen etwas quer steht, denn kämpfen müssen wir im Leben ja auch. Da braucht es oft eine lange Zeit der Vorbereitung, der Einsicht und des Gewinns an Vertrauen. Und es kann mitten im Alltagsleben der Gottesspruch des Propheten Jesaja (55,8-9) praktisch erfahren werden: »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, denn so hoch der Himmel über der Erde ist, so viel höher sind meine Wege als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.«

Dabei überhören wir vielleicht zunächst, dass dem zweimaligen »Nicht«, das uns entgegenkommt, ein großes »Hoch« und »Höher« folgt. Dafür lohnt es sich, sich selbst zu überspringen, wie es der Dichter ausgedrückt hat.

Warum können Engel fliegen? – Weil sie sich leicht nehmen!

Johannes XXIII.

Thomas Morus lebte von 1478 bis 1535 in London. Er war Staatsmann und humanistischer Autor. Das unseres Wissens einzige historische Gebet um Humor stammt von ihm:

Schenke mir eine gute Verdauung, Herr, und auch etwas zum Verdauen. Schenke mir Gesundheit des Leibes, mit dem nötigen Sinn dafür, ihn möglichst gut zu erhalten. Schenke mir eine heilige Seele, Herr, die das im Auge behält, was gut ist und rein, damit sie im Anblick der Sünde nicht erschrecke, sondern das Mittel finde, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen.

Schenke mir eine Seele, der die Langeweile fremd ist, die kein Murren kennt und kein Seufzen und Klagen, und lasse nicht zu, dass ich mir all zu viel Sorgen mache um dieses sich breit machende Etwas, das sich »Ich« nennt.

Herr, schenke mir Sinn für Humor; gib mir die Gnade, einen Scherz zu verstehen, damit ich ein wenig Glück kenne im Leben und anderen davon mitteile. – Amen.

Wahres Glück besteht nicht darin, dass man bekommt, was man mag. Es kommt aus der Bemühung, Zuneigung zu gewinnen zu dem, was man nicht mag.

Mahatma Gandhi

Das ist schwer zu verstehen: »Zuneigung zu dem, was man nicht mag.« Und es wird ja auch nirgendwo angestrebt. Der Genuss wiegt mehr, das schnelle Vergnügen zählt. Aberwillen macht sich bemerkbar, sobald etwas nicht passen will.

Es gibt aber auch die Erfahrung, dass Bitteres zu Süßem werden kann. Franz von Assisi hat das in der Berührung mit Aussätzigen erfahren, und diese Erfahrung wurde zentral in seinem Leben und Glauben.

Die Hand einer unbekanntenen Person hat einmal über den Stein auf der Strasse des Lebens geschrieben:

*Meinst du es läge auf der Strasse deines Lebens
auch nur ein Stein ein hindernder vergebens
Er mag nun hässlich groß sein oder klein
glaub nur da wo er liegt da muss er sein
Gewiss nicht um dein Weitergehn zu hindern
gewiss nicht um dir Kraft und Mut zu mindern
Nur darum lege in den ebenen Sand
des Weges ihn dir eine güt'ge Hand
damit du dir den Stein recht sollst beschauen
und dann mit Gott in gläubigem Vertrauen*

*darüber reden sollst und sollst ihn fragen
was er dir mit dem Hindernis will sagen
Und bist du Gott an jedem Stein begegnet
so hat dich jeder Stein genug gesegnet*

***Ihr Lieben, lasst uns einander lieben!
Denn die Liebe ist aus Gott.***

1. Johannesbrief 4,7

Es war der Literaturnobelpreisträger Elias Canetti (1905-1994), der in seinen Aufzeichnungen 1942-1972 mit dem Titel *Die Provinz des Menschen* Bezug auf die Bibelstelle aus dem 1. Johannesbrief genommen hatte und wie folgt sinnierte:

»Es ist merkwürdig und beunruhigend, wie nach Verlauf von zweitausend Jahren die ethische Grundfrage dieselbe geblieben ist, nur ist sie dringlicher geworden, und wer heute sagt: Liebet einander, weiß, dass nicht mehr viel Zeit dazu übrig ist.«

Ein spannender und möglicherweise fruchtbarer Gedanke, angesichts des biblischen Aufrufs zur Verwirklichung

der Liebe – die dann auch die Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einschließt – den Zeitfaktor zu berücksichtigen. Wo wir doch lernen sollen, unsere Tage zu zählen, wie es in den Psalmen heißt, und wo wir doch wissen, dass unserem Leben ein Ziel gesetzt ist, und wo wir doch zudem sehen, dass in dieser Welt allzu vieles gegen die Liebe angeht und die Endzeitzeichen sich häufen.

***Beziehungen bleiben nur lebendig und wandelbar,
wenn wir einander lassen. Lebendig bleibe ich nur,
wenn ich mir und jedem Menschen Verwandlung
zugestehe.***

Pierre Stutz

Veränderungen, Verwandlungen, Bewegung, Neues – all das ist zunächst einmal dazu geneigt, Furcht und Flucht auszulösen. Da könnten wir ja etwas verlieren, meldet sich die Seele zu Recht zu Wort. Was tadellos funktioniert, soll nicht gestört werden, so lautet die Devise, und das hat ja auch sein Gutes dran.

Aber: Das Leben ist halt auch BeWEGung, ein- und ausatmen, festhalten und loslassen. »Alles fließt« (auf

griech. *panta rhei*), sagt das alte Wort, und beständig ist nur der Wandel.

So sehen wir Menschen wie alle Lebewesen dem Hin und Her in die Augen, dem Bleiben und Gehen, dem Wohnen und Reisen. Das Leben ist nicht das Eine oder das Andere. Es besteht in der Harmonie der je beiden Prinzipien, der Nacht und dem Tag, dem Ruhen und dem Wirken, dem Bleiben und dem Wandern.

Dies sich und anderen eingestehen und einander nicht auf starre Bilder zu reduzieren, das beinhaltet das Leben.

***Wenn der Brunnen trocken ist,
schätzt man erst das Wasser.***

Weisheit

Wasser ist das Element, dem wir auf Erden maßgeblich das Leben verdanken. Erst wenn etwas Lebenswichtiges nicht mehr da ist, schätzen wir es so richtig. Bittere Reue und im besten Fall heilsame Veränderung sind die Folge. Ganz entrinnen kann man stacheligen Erfahrungen nicht. Aber ein wenig vorbeugen kann man ihnen schon: »Unsere Tage zu zählen, lehre uns, damit wir ein weises Herz gewinnen.« Das bittet der Sänger des 90. Psalms in

Vers 12. »Zeig eus, dass z Läbe nöd unendlich duuret, dass mer am Schluss nöd greuig sind.« So könnte man auch sagen.

Dies führt zu einer guten Verankerung, die bei verpassten Chancen so manches Mal nach dem Motto aus Italien leben lässt, wo man sagt: *Non piangere sul latte versato*; auf Deutsch: »Vergossener Milch soll man nicht nachtrauern.«

***Wenn du lange genug dein Ohr an Gottes Wort hast,
kannst du sein Herz schlagen hören.***

Kyrilla Spiecker

Wer auf Gottes Wort hört, dem fliegt sein Herz zu, will die Benediktinerin Kyrilla Spiecker uns sagen. Das erinnert an die Worte vom ersten Psalm, die richtig verstanden sein wollen:

»Wohl dem, der seine Lust hat an der Weisung des Herrn. Der ist wie ein Baum, an Wasserbächen gepflanzt: Er bringt seine Frucht zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht. Alles, was er tut, gerät ihm wohl. Der Herr kennt den Weg der Gerechten.«

Zugegeben, manchmal sieht das überhaupt nicht so aus, und wir könnten in Zweifel oder Ablehnung geraten, wenn wir durch Kümernisse hindurch schreiten müssen. Alles war umsonst, sind wir versucht zu denken.

Bei entsprechender Geduld und Hartnäckigkeit, oder beim Rückblick auf vergangene Tage aus Distanz, kommt uns dann aber auch oft das Wort des Apostels Paulus aus dem Römerbrief 8,28 entgegen: »Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten dient.« – Was sagt doch die Benediktinerin? »Wenn du lange genug...« Ja, lange genug, das muss es sein.

Gott liebt die Umwege – daran muss man sich gewöhnen.

Ida Friederike Görres

Diese Einsicht muss gelebter Glaubenserfahrung entstammen, sagte ich mir, und ich informierte mich über die Frau, die sie niedergeschrieben hat. Siehe da! Die Schriftstellerin Ida Friederike Görres (1901-1971) beschäftigte sich sehr mit der sogenannten Hagiographie, der Niederschrift des Lebens von Heiligen, und sie hatte sogar einen bedeutenden Einfluss auf diese Kunstfertig-

keit. In ihrem eigenen Leben und mit ihrem eigenen Glauben hat sie dies erfahren, und sie hat sich bestimmt auch beim Studium der Viten von Heiligen immer wieder sehr bestätigt gefühlt: »Gott liebt Umwege – daran muss man sich gewöhnen.«

Das braucht viel Geduld. Wir können sie Vorbildern anschauen. Ida F. Görres hat sich besonders mit dem Leben von Elisabeth von Thüringen, Thérèse von Lisieux und Hedwig von Schlesien befasst. Von letzterer lesen wir auf Wikipedia: »Als Vorbild christlicher Nächstenliebe unterstützte Hedwig die Kirche, half den Armen und soll selbst im Winter barfuss gegangen sein. Der Überlieferung nach ermahnte sie ihr Beichtvater, Schuhe zu tragen, woraufhin sie die Schuhe in die Hand nahm. Deshalb wird die Hl. Hedwig häufig mit Schuhen in den Händen und einer Kirche in Händen dargestellt.«

Beim Leben mit Gott haftet dem Menschen oft etwas Eigentümliches, etwas Einzigartiges und manchmal auch etwas Kurioses an. Gott aber kennt seine Originale, selbst wenn wir das Authentische an uns zeitweise aus den Augen verloren haben.

***In mir ist es finster, aber bei Dir ist das Licht;
Ich bin einsam, aber Du verlässt mich nicht;
Ich bin kleinmütig, aber bei Dir ist die Hilfe;
Ich bin unruhig, aber bei Dir ist der Friede;
In mir ist Bitterkeit, aber bei Dir ist die Geduld;
Ich verstehe Deine Wege nicht, aber Du weißt den
Weg für mich.***

Dietrich Bonhoeffer

An diesen Zeilen des deutschen Widerstandskämpfers und Märtyrers kann man sich so richtig festhalten. In allen Lebenssituationen verleihen sie Verwurzelung und Kraft im Glauben.

Ihr biblischer Bezug bildet etwa die energiereiche Mitte des bekannten und beliebten Psalms 23 »Der Herr ist mein Hirte«. Dort heißt es im vierten Vers zentral und schlicht: »Du bist bei mir.« Der Philosoph Immanuel Kant hat zu dieser Bibelstelle einmal gesagt, es handle sich hier um die vier tröstlichsten Worte, die er kenne. Aus dieser Glaubensgewissheit schöpfen wir Kraft – jeden Tag – Kraft für unser Leben. Sobald wir sagen können »Du bist bei mir« ist die Einsamkeit gebrochen und der Lebenssinn steht offen.

Jeder Mensch muss Trübsal durchmachen, um reif zu werden und um zu lernen, immer geduldig und gütig zu bleiben.

Albert Schweitzer

»... immer geduldig und gütig zu bleiben.« – Welch ein hoher Anspruch! Und wie absolut wird er da geäußert! Wo bleiben Engagement und Leidenschaft, Kampf und Verletzlichkeit? Gehören die nicht auch zum Leben? Dennoch ist ein formuliertes Ziel hilfreich für die Bewältigung des Lebens, und hier gewinnt es zugleich der erlittenen Trübsal einen Sinn ab.

»Wie immer ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch mit ihnen um!« sagt die Goldene Regel in Matthäus 7,12. Und Sokrates spricht von den drei Sieben der Wahrheit, der Güte und der Nützlichkeit, durch die hindurch wir alles läutern sollen, das wir aussprechen. Es gelingt uns nicht immer: Nobody is perfect. Das ist aber kein Grund, das Ziel aus dem Auge zu verlieren und es nicht immer wieder anzustreben.

Die Kraft dazu kann aus den tröstlichen Worten gewonnen werden: »Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist« nennt sich eine Kantate von Christoph Förster (1693-1745). In 2. Kor. 4,17 lesen wir weiter: »... schafft eine ewige Herrlichkeit ...«

Einmal im Leben jedenfalls muss es der Mensch hart und schwer bekommen, wenn er selber auf den rechten Weg gelangen und auch Verständnis für die Lasten anderer gewinnen soll.

Carl Hilty

Diese Worte klingen hart in meinen Ohren und etwas in meinem Inneren wehrt sich dagegen. Denn da wünscht jemand einem Menschen regelrecht harte und schwere Erlebnisse im Leben. Kann das ernst gemeint sein? Dieser jemand, dem die obigen Worte zugeschrieben werden, ist Carl Hilty. Im Jahr 1833 wird er in Werdenberg im Kanton St. Gallen geboren. Er studiert Jus in Göttingen und promoviert in Heidelberg. Sein beruflicher Weg führt ihn als Rechtsanwalt nach Chur und als Lehrender für Staats- und Völkerrecht an die Universität Bern. Zudem ist er als Schweizer Delegierter am internationalen Schiedsgericht in Den Haag tätig.

Ich vermute, dass Carl Hilty seine Worte auf dem Hintergrund seiner Berufs- und Lebenserfahrung als Rechtsanwalt und Jurist geschrieben hat. Wahrscheinlich wünscht er niemandem harte und schwere Widerfahrnisse im Leben im Voraus. Er formuliert seine Worte eher zurückblickend. Er erinnert sich an die vielen straffällig und schuldig gewordenen Menschen, denen er als Anwalt begegnet ist. Und auf manchen der Lebensläufe, die Hilty kennen gelernt hat, trifft sein obiger Satz wahrscheinlich zu – im Rückblick. Ja, im Rückblick können

harte und schwere Phasen im Leben einen Sinn bekommen. Zum Beispiel wenn ich erkennen kann, dass sie mich auf den rechten Weg geführt haben. Um jedoch Verständnis für die Lasten anderer zu gewinnen, braucht es meiner Meinung nach nicht unbedingt eigene Leidenserfahrungen, sondern vielmehr Mitgefühl und die Fähigkeit, sich in andere hinein zu versetzen.

Dieses *Rastwort* wurde 2008 von Nadine Mittag verfasst, damals Vikarin an der Sihlcity-Kirche, ab 2009 Gemeindepfarrerin in Oberwinterthur ZH.

Das Leid gräbt die Schalen in unsere Herzen, welche die Freude danach zu fassen vermögen.

Jakob Vetsch

»Wenn man im Kreuz und Leiden ist, so wird alle Zeit zu lang und macht Ungeduld. Das Leiden ist nicht schwer, wenn einer das Ende seines Leidens absehen kann. Es denkt einer: Es ist eine böse Stunde, ein böser Tag, eine böse Woche, danach wird's besser. Aber wenn man das Ende nicht sieht, so ist alles Leiden unerträglich, und wenn es gleich nur eine Viertelstunde währet.« Der

Reformator Martin Luther, dem wir diese Zeilen verdanken, spricht aus eigener Erfahrung von Leid und Schmerz. Sei es Krankheit, Enttäuschung, Unfrieden oder Trauer: Geduld und Hoffnung werden auf die Probe gestellt. Mit zunehmendem Alter verwies Luther auf die Bibelstelle in Jakobus 5,13-18, in welcher Heilung in Aussicht gestellt wird: »Das Gebet des Glaubens wird den Kranken retten ... Viel vermag die Bitte eines Gerechten in ihrer Wirkung.«

Der Friesenberger Pfarrer Peter Walss schrieb im Krankenbett Texte in den Laptop, welche später unter dem Buchtitel *Gebete auf dem Rücken liegend* veröffentlicht wurden. Besonders eindrücklich:

»Nicht Angst und Schmerz waren gering, sondern deine Hilfe war groß. Das war wohl schon oft so, wie oft habe ich Deine Hilfe verschwiegen, aus Bequemlichkeit um nichts erklären zu müssen, oder aus männlicher Eitelkeit, oder weil ich zu stumpf oder zu beschäftigt war um Dein liebevolles Tragen wahrzunehmen.«

***Wie lange, Herr, willst du mich ganz vergessen?
Wie lange verbirgst du dein Angesicht vor mir?***

Psalm 13,2

Im spannenden kurzen Psalm 13 klagt König David seinen Schmerz. Er fühlt sich von Gott verlassen, macht sich Sorgen und trägt Kummer in seinem Herzen. Er möchte nicht »zum Tod entschlafen«, also nicht sterben, damit nicht seine Feinde jubeln. Der Liederdichter findet, das sei auch für den Herrgott besser so, denn dann könne er ihm weiterhin danken und ihn loben und preisen.

Diese Wende kommt denn auch, und zwar zwischen dem fünften und dem sechsten Vers. Mit letzterem geht es nämlich komplett anders weiter im Text: »Ich aber vertraue auf deine Güte, über deine Hilfe jauchze mein Herz. Singen will ich dem Herrn, denn er hat mir Gutes getan.«

Das erinnert an die Geschichte von jenem, der im Traum zwei Spuren im Sand sieht, von denen eine zuweilen abbricht. Er meint, über Strecken hinweg allein gelaufen zu sein, doch der Herr antwortet ihm: »Ich werde dich nie allein lassen. Dort, wo du nur eine Spur siehst, da habe ich dich getragen.«

Viel Kälte ist unter den Menschen, weil wir nicht wagen, uns so herzlich zu geben, wie wir sind.

Albert Schweitzer

Der Urwalddoktor von Lambarene Albert Schweitzer geht ganz positiv davon aus, dass wir Menschen an und für sich herzlich sind. Er sieht aber auch realistisch das Problem der Kälte unter uns Menschen, weil wir es nicht wagen, uns so zu geben, wie wir sind. Was wohl hindert uns daran? Sind es erlittene Verletzungen, vor deren Wiederholung wir uns schützen möchten? Sind es Ängste, in den Nachteil versetzt zu werden? Tatsächlich wird Güte oft als Schwächezeichen ausgelegt und ausgenutzt. Enttäuschungen bleiben nicht aus in einer Welt, über welche der Dichter Ernst Moritz Arndt (1769-1860) in seinem Friedensgedicht schrieb: »Der Stille wird gemieden, der Wilde hat den Sieg.«

Dabei soll es aber nicht bleiben, meint das Neue Testament: »Lasst alle Menschen eure Freundlichkeit spüren. Der Herr ist nahe.« (Philipperbrief 4,5) In der Nähe des Herrn also lässt sich Freundlichkeit zu allen Menschen riskieren. Mit seiner Kraft und in seinem Schutz. Mit seiner Orientierung und seiner Hilfe. Und mit der festen Gewissheit, dass sich seine Liebe einst durchsetzen wird, auch wenn es im Moment gar nicht danach aussieht.

Freude an den kleinen Dingen: mit diesem Schlüssel kannst du überall und allezeit ein bisschen glücklich sein.

Phil Bosmans

Nicht um Ungerechtigkeiten zu überspielen, nicht um berechnete Trauer oder Wut zu unterdrücken, sondern um eine stille Wahrheit aufzunehmen: Es sind oft die kleinen Dinge, die uns Menschen unendlich gut tun.

Fünf kleine Worte seien es, welche das Zusammenleben mit den Menschen, denen wir täglich begegnen, schöner machen können, schrieb der Spitalseelsorger Anton Kner, und zwar: Guten Morgen, ja gerne, es tut mir leid, bitte und danke.

Der Morgengruß ist eine freundliche Geste der Höflichkeit, die signalisiert, dass wir den Tagesanfang mit seinen Chancen und Gefahren bewusst gestalten wollen.

»Ja gerne« drückt unsere Bereitschaft aus, eine Arbeit mit Freuden auszuführen oder jemandem zu helfen. Es bedeutet auch, dass wir solche Gelegenheiten schätzen.

Mit »Es tut mir leid« erkennen wir unsere Grenzen an, stehen wir zu unseren Fehlern und zeigen die Reife, andere um Entschuldigung bitten zu können.

»Bitte« besagt, wir können ohne andere Menschen nicht auskommen und sind angewiesen auf das Miteinander, wie denn auch das »Dankeschön« die Liebe zwischen Menschen zum Ausdruck bringen mag.

Die meisten verstehen nur die Frakturschrift im Buche der Schöpfung und übersehen die kleine Perlschrift auf Wiesen, Blumen und Schmetterlingsflügeln.

Adalbert Stifter

Er achtete auf die Sprache, die Zeichen und Vorgänge in der Natur, der österreichische Schriftsteller, Maler und Pädagoge Adalbert Stifter. Unvergesslich sein packendes Essay zur totalen Sonnenfinsternis, die man in Wien am 8. Juli 1842 in den frühen Morgenstunden bei bester Witterung erlebte. Seinen Beschrieb leitete er mit folgenden Worten ein: »Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und die Furchtbarkeit ihres Inhaltes.«

Dies zu etwas Großem. Er wusste aber auch, dass das Große (Stifter nennt es die Frakturschrift) im Kleinen abgebildet ist (das er die Perlschrift nennt) – und dass im Kleinen das Grosse der Schöpfung auch steckt. Es lohnt sich, hinzuschauen.

Da mag uns die Volksweisheit in den Sinn kommen: »Warum denn in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nah!« Bei Johann Wolfgang von Goethe heißt es so: »Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!« Was weniger bekannt ist, wie es weiter und tiefer geht in seinem Gedicht *Erinnerung*: »Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da.«

In jedem Menschen kann mir Gott erscheinen.

Novalis

»Der Mensch hat von allen Geschöpfen etwas« schrieb der berühmte Papst und Kirchenlehrer Gregor I. (um 540 bis 604) einmal. »Er hat das Sein mit den Steinen gemeinsam, das Leben mit den Bäumen, das Fühlen mit den Tieren, das Erkennen mit den Engeln. Wenn der Mensch also mit allen Geschöpfen etwas gemeinsam hat, dann ist in ihm in irgendeiner Weise die ganze Schöpfung.«

Spielt Novalis mit seinem Satz darauf an, wenn er schreibt, es könne ihm in jedem Menschen Gott erscheinen? Oder denkt er daran, dass Gott in Jesus Christus Mensch wurde und wir ihm im Bedürftigen und im Helfenden zugleich begegnen? Der deutsche Schriftsteller der Frühromantik stammte aus einem pietistischen Elternhaus und verschrieb sich der Liebesreligion. »Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.« (1. Johannesbrief 4,16) Wo dieser Geist weht, erscheint Gott im Menschen, und es ist Freiheit da.

Mit Goethes Faust auf seinem Osterspaziergang dürfen wir sagen: »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!« Bezeichnend, dass er das auf dem Spaziergang gesagt hat, unterwegs, vorwärts schreitend, in der Sonne,

die von Ostern her entgegenstrahlt. Das ist immer mit Zukunft verbunden und mit der Gegenwart Gottes, die uns im Menschen und in der menschlichen Gemeinschaft erscheinen kann.

Ein neues Gebot gebe ich euch: Dass ihr einander liebt. Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.

Johannes 13,34

Wir brauchen Idole, Vorbilder. Der Vers aus dem Evangelium nach Johannes bietet uns Jesus als Vorbild der Liebe an. Tun wie er getan hat. Lieben wie er geliebt hat. Und schon sind wir in seiner Nachfolge, wenn wir uns darauf einlassen.

Das Herkunftswörterbuch erweitert das zentrale Wort des Verses, lieb, althochdeutsch *liob* so: »Aus dem germanischen Sprachbereich gehören zu dieser Wurzel ferner die Sippen von loben und von erlauben sowie glauben (eigentlich ›für lieb halten, gutheißen‹).« Die Sprache weiß noch, was zusammen gehört. Sie weiß um Engverwandtes. Lieben, loben, erlauben, glauben – da geht es nicht nur um Emotionen, schon gar nicht um

Gefühlsduselei. Da geht es um Nähe, die Freiheit und Freude, Kraft und Mut beinhaltet.

Einander lieben, wie er uns geliebt hat. Das ist nicht Wasser in die Limmat getragen. In einer Welt, in der sich jeder fragt, was er davon hat, wenn er etwas gibt. Man möchte sich nicht vergeben, man möchte sich nichts vergeben. Ja, manchmal muss man sich schützen. Aber Seine Liebe um sich zu haben, dies zu wissen und zu spüren, ist bereits ein großer Schutz, eine unendliche Kraftquelle, die von diesem Leben ins jene, ewige trägt...

Meine Mutter hatte einen Haufen Ärger mit mir, aber ich glaube sie hat es genossen.

Mark Twain

Wer kennt sie nicht, die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn und deren Autor Mark Twain. Das Pseudonym von Samuel Langhorne Clemens stammt aus der Seemannssprache und bedeutet zwei Faden (Wassertiefe). Mit dieser Untertreibung machte sich der einstige Steuermann vom Mississippi lustig über seinen eigenen Tiefgang. Der Kritiker der damaligen amerikanischen Gesellschaft steht mit seinen ebenfalls berühmt geworde-

nen Reiseskizzen für Bewegung und Spontaneität sowie für das Ausleben der eigenen Persönlichkeit. Da spielen eine Menge Entdeckerfreude und Auskundschaftslust mit, die das Leben in bunten Farben und manchmal auch in düsteren Horizonten erscheinen lassen. Die Gefahr bietet der Chance immer die Hand. Als erster Schriftsteller legte er übrigens seinem Verlag mit *Tom Sawyers Abenteuer* ein mit einer Remington verfasstes maschinengeschriebenes Buchmanuskript vor.

Die eigene Wirkung auf andere, uns liebe Mitmenschen einschätzen können ist eine hohe Kunst, die der Einübung bedarf. Einprägsam ist der Vers zu seiner Mutter. Ob er damit auch ihre Meinung trifft, steht auf einem anderen Blatt. Ganz unrecht könnte er aber nicht haben: Wollten wir als Eltern immer auf jeden Ärger verzichten – oder gehört er zumindest ein Stück weit nicht zum authentisch geführten Leben?

***Wenn jeder wüsste, wie schwer das Kreuz des
anderen wiegt, dann hätten wir es alle etwas
leichter.***

Petrus Ceelen

Der Gefangenseelsorger und Aidspfarrer Petrus Ceelen zielt auf die Solidarität ab. Der Volksmund weiß: »Geteilte Last ist halbe Last.« Dies zu tun fällt leichter, wenn man zumindest ahnt, wie schwer das Kreuz des andern ist.

»Urteile nicht über einen anderen Menschen, bevor du nicht einen halben Mond in seinen Mokassins gegangen bist«, gibt das indianische Sprichwort zu bedenken.

Und der Liederdichter Matthias Claudius sinniert:

Seht ihr den Mond dort stehen? / Er ist nur halb zu sehen und
ist doch rund und schön! / So sind wohl manche Sachen, / die
wir getrost belachen, / weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder / sind eitel arme Sünder / und
wissen gar nicht viel; / wir spinnen Luftgespinste / und suchen
viele Künste / und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, lass uns dein Heil schauen / auf nichts Vergänglich's
trauen / nicht Eitelkeit uns freun! / Lass uns einfältig werden /
und vor Dir hier auf Erden / wie Kinder fromm und fröhlich
sein!

Freue dich stets im Herrn – und Widrigkeiten dürfen dich nicht daran hindern.

Klara von Assisi

Dieses Sich-trotzdem-freuen, von dem die zitierte Heilige spricht, ist ganz schwer zu verstehen. Es geht aber auf das Neue Testament zurück, in dem von einer Freude die Rede ist, die einem nicht geraubt werden kann: durch keine äußeren Umstände, durch keine Feinde und auch durch den Tod nicht. Es ist die Freude Christi.

Klara verließ als noch nicht mal 20-Jährige ihr wohlbehütetes Elternhaus und legte in der kleinen Kirche Portiunkula ein Gelübde ab. Franziskus gab ihr ein rudimentäres Gewand und schnitt ihr zum Zeichen des Gehorsams die Haare kurz. Nur sechzehn Tage später folgte ihr die Schwester Agnes, und sie führten ein Leben in Armut. Später war ihre Ordensregel »einfach das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus zu beachten« die erste in der Geschichte, welche eine Frau für Frauen geschrieben hatte.

Es ist ein langer und mühsamer Weg, der aber mit unendlicher Freude endet, bis man die Worte sagen kann, die eine Trauernde aussprach: »Das Loch, in das ich fiel, wurde zur Quelle, aus der ich lebe.« Oder wie es eine Therapeutin ausdrückte: »Das Geschenk liegt in der Wunde.«

***Warum sollte ich mir Sorgen machen?
Es ist Gottes Sache, an mich zu denken.***

Simone Weil

Im Leben der französischen Philosophin verbinden sich politisches und soziales Engagement mit religiöser Mystik vortrefflich. Simone Weil (1909-1943) war jüdischer Abstammung. Sie hat stets an der Einheit von Politik und Religion in einem guten Sinne festgehalten.

Mag der Reformator Martin Luther den Jakobus-Brief eine »stroherne Epistel« genannt haben, umsonst ist der Brief nicht in den neutestamentlichen Kanon der Heiligen Schriften gelangt. Es will mir sein Vers »Seid aber Täter des Wortes, nicht bloß Hörer« (Jakobus 1,22) in den Sinn kommen.

Wie diese Verschmelzung vor sich geht, hat die tätige Philosophin und Mystikerin beschrieben: »Der Dichter bringt das Schöne dadurch hervor, dass er die Aufmerksamkeit auf Wirkliches gerichtet hält... Die echten und reinen Werte des Wahren, Schönen und Guten im Tun und Handeln eines Menschen werden durch ein und denselben Akt hervorgebracht: durch eine gewisse Anwendung der Fülle der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand.«

In dieser Verschmelzung kann Simone Weil den entlastenden Satz unseres *Rastwortes* wagen, dass sie sich

keine Sorgen zu machen braucht, denn es ist Gottes Sache, an sie zu denken. Ich meine, das könnten wir dann und wann nachahmen. Es befreit vom quälenden Sorgen um etwas oder jemanden, und es befreit zum heilsamen Sorgen für etwas oder jemanden.

Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und wenn sie euch ausschließen, beschimpfen und euren Namen in den Dreck ziehen um des Menschensohnes willen.

Lukas 6,22

Das sogenannte »Skandalon« des Evangeliums von Jesus Christus ist abhanden gekommen in unserem Umfeld. Es erregt kaum mehr Anstoß. Weil wir die Prioritäten anders setzen und uns nicht exponieren möchten. Und oft weil die Botschaft fahl rüberkommt.

Was, wenn wir es neu hören, umsetzen – und nicht mehr mehrheitsfähig sind? Würden wir das aushalten: Hass, Ausschluss, Schimpf und Schande? Wir hätten dann die Gelegenheit, unabhängig von Aktion und Reaktion zu leben, zu uns selbst zu finden und unseren eigenen Weg zu gehen. Als Mitläufer lebt es sich einfacher, bequemer auch. Nur verliert man sich so auch in der

Menge und hört vor lauter Stimmen, die uns weismachen wollen was gut ist, die eine Stimme nicht mehr...

Der Apostel Paulus wusste das alles aus Erfahrung:
»Das Wort vom Kreuz ist für die, die verloren gehen, eine Torheit, für die aber, die gerettet werden, für uns, ist es Gottes Kraft.« (1. Korintherbrief 1,18) Er wusste, dass im Loslassen Gewinn liegen kann. Viel später hat es Franz von Assisi so formuliert in seinem Friedensgebet:
»Im Geben empfangen ich und im Mich-Vergessen finde ich mich. Im Verzeihen erfahre ich Verzeihung und im Sterben stehe ich auf zum ewigen Leben.«

***Wenn Gott lange schweigt,
dann will er reden.***

Gertrud von le Fort

Was ist, wenn Gott schweigt? Meinen wir es nur, weil wir nicht richtig hören können? Oder schweigt er wirklich? Wenden wir uns nur noch in der Not an Gott, oder nicht einmal mehr dann? Wie redet Gott? – So viele Fragen tun sich auf beim Lesen des *Rastwortes* der deutschen Dichterin, die dem hugenottischen Adelsgeschlecht le Fort entstammt.

Lassen wir diese Fragen mal und lesen dieses Gespräch, das sich bei Martin Buber findet:

Der Raw sprach einen Schüler, der eben bei ihm eintrat, so an: »Mosche, was ist das, Gott?«

Der Schüler schwieg.

Der Raw fragte zum zweiten und zum dritten Mal.

»Warum schweigst du?«

»Weil ich es nicht weiß.«

»Weiß ich's denn?« sprach der Raw. »Aber ich muss es sagen; denn so ist es, dass ich es sagen muss: Er ist deutlich da, und außer ihm ist nichts deutlich da, und d a s ist er.«

Das wäre doch etwas, woran man sich festhalten könnte:

»Er ist da.« Und wenn wir mit König David nach dem 23. Lied der Psalmensammlung singen könnten: »Du bist bei mir«, dann geht das in ein Gespräch hinein, wir haben ein gnädiges Gegenüber, wir sind nicht mehr allein. Darum hat der große Philosoph Immanuel Kant am Ende seines Lebens gesagt, er habe nichts gefunden, was sein Herz so still und froh gemacht habe, wie diese vier Worte: »Du bist bei mir.«

***Von der Welt wegblicken, das hilft nicht zu Gott.
Auf die Welt hinstarren, das hilft auch nicht zu ihm.
Aber wer die Welt in ihm schaut, steht in seiner
Gegenwart.***

Martin Buber

Der österreichisch-israelische jüdische Religionsphilosoph Martin Buber lebte von 1878 bis 1965. Er setzte auf das Du, die befreiende Interaktion, den bereichernden Dialog. »Ich habe keine Lehre«, sagte er einst, »aber ich führe ein Gespräch.«

Im Zentrum von Hans Ernis Glasfenster in der Sihl-city-Kirche befindet sich ein Auge, das aus dem All schaut. Davorstehend schauen wir es an – und erhalten den Eindruck, auch angeschaut zu werden. Darunter zwei einander gereichte rechte Hände. Ursprünglich hieß das: »Siehe, meine stärkere Hand ist leer, ich liefere mich Dir aus.« Ein Zeichen des Friedens und der Gemeinschaft – unter dem ruhig schauenden Auge. »Einen Menschen lieben heißt, ihn so zu sehen, wie Gott ihn gedacht hat«, schrieb Fjodor M. Dostojewskij.

Glaubend darf man singen: »Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihm treten. Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge. Wer ihn kennt, wer ihn nennt, schlag die Augen nieder, gebt das Herz ihm wieder.« (Gerhard Tersteegen)

Nirgends ist, wer überall ist.

Seneca

Gemäß dem Kontradiktionsprinzip von Aristoteles kann nicht etwas sein und zugleich nicht sein. Man kann somit auch nicht an zwei Orten gleichzeitig sein, geschweige denn an mehreren. Daran ändern auch die modernen Kommunikationsmittel letztendlich nichts. Der Philosoph der Antike, Seneca, hat bereits gesehen, dass es auf Kosten der Tiefgründigkeit geht, wenn man sich breit verzettelt.

»Wo bist du?« rief Gott dem Menschen Adam zu (1. Mose 3,9). Er tut dies oft auch mit uns heutigen Menschen, mitten im Gewühle des Alltagslebens, und er hat damit viel Arbeit, weil seine Rufe schrill übertönt werden. Im Innersten wissen wir aber noch um den wichtigen Ruf, und wir suchen Orte der Stille, in denen Gott zu uns reden kann. Wer überall sein will, ist letzten Endes nirgends. Und wer sich nie Zeit nimmt, schafft nichts Bleibendes.

***Mein Herr und mein Gott,
nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.***

Niklaus von Flüe

Alles, was uns im Leben begegnet, hinterlässt Eindrücke. Wir sind geprägt und beeinflusst. Unsere Aufgabe aber ist es, die persönlichen Anlagen und Fähigkeiten zu entdecken und auszubauen, unsere Eigenarten und Eigenheiten anzunehmen und dazu zu stehen.

Was heute etwa Selbstfindung oder Selbstverwirklichung genannt wird, ist mehr als die Einsicht moderner Psychologie. Das damit Gemeinte ist für ein echtes Glaubensverständnis von großer Bedeutung.

Der jüdische Rabbi Sussja bringt diese Wahrheit auf verblüffend einfache Weise zum Ausdruck: »Wenn ich einmal im Jenseits ankomme«, sagt er, »so wird man mich nicht fragen, warum bist du nicht Mose gewesen. Man wird mich fragen, warum bist du nicht Sussja gewesen.«

Wir sind als Originale geboren und sollen nicht als Kopien sterben, sagt Sussja. Weil wir nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, ist es unsere Aufgabe, das zur Entfaltung zu bringen, was in uns grundgelegt ist. Und umgekehrt: wer ehrlich nach seiner eigenen Gestalt sucht, erfährt zugleich etwas über Gott.

Die ernste Arbeit an dir selber, das ist's, was dich für Gottes Geist empfänglich macht.

Albert Schweitzer

Über dem Eingang zum Tempel des Apoll in Delphi war in antiker Zeit zu lesen: »Erkenne dich selbst.« Oft erwarten wir das Glück von anderen, meinen, es sollte auf uns zukommen und uns in den Schoss fallen. Albert Schweitzer lehrt uns anderes. Beginne bei dir. Dann kommt Gottes Geist.

Der Autor Dale Wimbrow (1895-1954) vertiefte diesen Gedanken in seinem weit bekannt gewordenen Gedicht *The Guy in the Glass*, wo es u.a. heißt:

»Wenn ... die Welt dich für einen Tag zum König macht, so stell dich vor den Spiegel und schau dich an und sieh, was dieser Kerl dir zu sagen hat.

Es ist weder dein Vater, deine Mutter, noch deine Frau, vor deren Urteil du bestehen musst. Der Kerl, dessen Meinung für dich am meisten zählt, ist der, der dich aus dem Spiegel anschaut.

Auf ihn kommt es an, kümmere dich nicht um den Rest, denn er ist bis ans Ende bei dir. Du hast die schwierigste Prüfung bestanden, wenn der Kerl im Spiegel dein Freund ist.«

Wer den Tempel zu Delphi verließ, konnte über der Innenseite der Pforte lesen: »Dann erkennst du Gott.«

Rabbi Schlomo fragte: »Was ist die schlimmste Tat des bösen Triebs?« Und er antwortete: »Wenn der Mensch vergisst, dass er ein Königskind ist.«

Martin Buber

Wer will schon nicht ein Königskind sein! – Eine Oper von Engelbert Humperdinck trägt den Namen *Königskinder*, eine Filmkomödie von Helmut Käutner, ein Liebesfilm, ein Jugendfilm, ein Immobilienprojekt in Düsseldorf, ein Puzzle von Kathrin Schmid, eine Rockmusikgruppe; und es gibt das alte deutsche Volkslied »Es waren zwei Königskinder«.

Wer will schon nicht ein Königskind sein! – Doch niemand getraut sich so recht. Der Religionsphilosoph Martin Buber hatte in seinen *Erzählungen der Chassidim* oben stehende Worte aufgenommen. Sie sind scharf und klar. Überraschend auch: Bei der schlimmsten Tat würde man eher an Mord und Totschlag, Raub, Ehebruch und Lüge denken. Martin Buber geht tiefer und erinnert an die Wurzeln, zu denen wir immer zurück können, auch

wenn wir Fehler gemacht haben: Der Mensch hat edle königliche Herkunft. Diese Würde annehmen macht das Menschsein und die Lebensqualität aus. Dies widerspricht christlicher Demut nicht, sondern verleiht ihr den richtigen Platz im Leben und den Glanz.

Wer sein Glück als Gottes Segen erkennt, der ist auch gütig und freundlich gegen die Menschen.

Johann Peter Hebel

Diese Woche erhielt ich Weihnachtspost, zwei schöne Briefe mit beigelegten Texten. Einen davon lege ich gerne zum *Rastwort*. Er stammt aus unbekannter Feder:

Manchmal sind wir wie Hirten, die nicht nach weit entfernten Sternen greifen, sondern lieben und annehmen, was ihnen nahe kommt.

Manchmal sind wir wie die Wirte von Bethlehem, rücksichtslos, hart, zu bequem, uns ändern und stören zu lassen.

Manchmal sind wir wie die Weisen, bereit, neue Wege zu wagen, um ein Leben lang nach dem Wesentlichen zu suchen.

Manchmal sind wir wie die Schriftgelehrten, verstrickt in Forderungen und fertigen Meinungen, in Buchstaben, die verletzen und die ein Leben zerstören können.

Manchmal sind wir wie die Engel, hellhörig für das Feine, für das Behutsame im täglichen Leben, auch mitten in der Nacht.

Manchmal sind wir wie Herodes, der aus Machtgier und Angst vor einem Aufbruch Menschen unterdrückt und ums Leben bringt.

Manchmal sind wir wie Maria und Josef, die trotz des Leides voll Vertrauen, Hoffnung und Liebe und offen für das Wirken Gottes sind.

Ich suchte Gott, und er entzog sich mir; ich suchte meine Seele, und ich fand sie nicht; ich suchte meinen Bruder, und ich fand alle drei.

Gefangener in Sibirien

In der Gottesfrage sind wir manchmal zu direkt und überspringen Weihnachten, vergessen dass wir einen Gott haben der Mensch wurde.

Die Geschichte vom Schuster Martin, der in einem Keller wohnte, verdanken wir Leo N. Tolstoi. Seine Frau und seine Kinder waren gestorben und er lebte allein. Er hatte keine Freude mehr am Leben. Ein alter Bauer sagte ihm, Gott habe es ihm gegeben, und wenn er für ihn lebe, werde er nicht mehr traurig sein. Die Bibel werde ihm das zeigen. So las Martin jeden Abend die Heilige Schrift. Tagsüber arbeitete er fleißig. Kalte Wintertage kamen. Einem Soldaten, der draußen frieren musste machte er einen heißen Tee. Einer Frau und ihrem Kind gab er Suppe und versah sie mit seiner alten Jacke. Einen jungen Apfeldieb nahm er in Schutz vor dem Zorn der betrogenen Marktfrau, verlangte von ihm aber, er solle sich bei ihr entschuldigen.

Am Abend sah er sie alle im Licht seiner Lampe. Sie lächelten ihn an und verschwanden dann. Martin war glücklich. Auf der Seite, welche er in seiner Bibel aufgeschlagen hatte, las er die Worte Jesu: »Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. – Was ihr einem

dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« (Matthäus 25,35.40)

Der Mensch soll Gott in allen Dingen ergreifen und soll sein Gemüt daran gewöhnen, Gott allzeit gegenwärtig zu haben im Gemüt und im Streben und in der Liebe.

Meister Eckhart

Im Satz des spätmittelalterlichen Theologen und Philosophen Meister Eckhart, der oft auch als Mystiker bezeichnet wird, finden lediglich zwei Substantive eine Wiederholung: Gemüt und Gott. Vom Gemüt scheint mir heutzutage selten die Rede, meist nur im Nebenhinein, zum Beispiel, wenn uns etwas aufs Gemüt schlägt. Eckhart von Hochheim, wie der Zitierte hieß, hat aber noch ganzheitlich darüber nachgedacht, wenn es an anderer Stelle bei ihm heißt: »Ein Kraft ist in der Seele, die heißet das Gemüte, die hat Gott geschaffen mit der Seele Wesen, die ist ein Ufenhalt geistlicher Forme und vernünftiger Bilde.«

Häufiger und ganzheitlicher verwendet werden heute eher die nahen Begriffe »gemütlich« und »Gemütlichkeit«. Adjektivisch, so sagt ein Lexikon, bedeutet das

»gleichen Sinnes, angenehm, lieb«, und subjektivisch dementsprechend »das Angenehme, Zustimmung«. Es geht um etwas Ganzes, Rundes, Heilvolles. Etwas Wohltuendes, Gelingendes, Schönes. Herbstfarben, Erntezeit und Fülle klingen an. Dies hat Vorgeschichte, Reifezeit, Wegstrecken. Auf diese verweist Meister Eckhart. Darum sollen wir es einüben, Gott in allen Dingen zu erkennen und unser Gemüt daran zu gewöhnen, ihn immer dabei zu haben, eben: im Gemüt, im Anvisieren der Ziele und in der Liebe.

An einem Punkt droht uns eine tiefe Gefahr, dort nämlich, wo wir unseren Gott wesenhaft als männlich bezeichnen, ihm hauptsächlich männliche Eigenschaften beilegen und männliche Namen geben.

Fulbert Steffensky

Tatsächlich hüten sich die Autoren der Bibel vor einer Vergeschlechtlichung Gottes. Im alttestamentlichen Prophetenbuch Jesaja 66,13 lesen wir sogar von ihm: »Wie einen, den seine Mutter tröstet, so werde ich euch trösten.«

Die Frau von Fulbert Steffensky, die deutsche weltbekannte Theologin Dorothee Sölle (1929-2003), forderte einst eine schwarze Päpstin. Natürlich dürfen wir Gott auch nicht mit durch und durch weiblichen Attributen besetzen, das wäre genau so falsch wie mit nur männlichen. Gott ist der Eine, der Getrenntes zusammenführt, der tröstet und der Wunden heilt, der befreit und erlöst durch seinen Sohn Jesus Christus. Dennoch können die Worte und Anregungen von Sölle und Steffensky heilsam wirken und uns Gott näher bringen, wie auch diese seit langem weitergereichte kleine Geschichte:

Ein reicher Farmer und Plantagenbesitzer aus den Südstaaten von Amerika hatte einen Unfall und verletzte sich so schwer, dass er schon auf dem Weg ins Spital als klinisch tot galt. Dank der Kunst der modernen Medizin konnte er reanimiert, d.h. wiederbelebt werden. Als man wieder mit ihm reden konnte, fragten ihn seine Freunde, ob er drüben bereits Gott gesehen habe? Der Farmer bejahte. Die Freunde wollten nun wissen, wie er denn aussehe? Da meinte der Farmer kleinlaut und ziemlich nachdenklich: »Sie ist schwarz...«

***Nur wer versteht, gegen sich selbst milde zu sein,
wird auch gegen andere so verfahren.***

Anatole France

Von Schuld und Sühne war die Rede. Und ob einem verziehen wird. Da hab ich gefragt: »Und, kannst du dir selber verzeihen?« – Betretenes Schweigen. »Das ist eben das Schwierige.« So kommt es ehrlich zurück.

Mild sein gegen sich selber, sich selber mal etwas verzeihen können, im Wissen Gott tut das auch. Tun wie Gott tut, lateinisch sagt man *Imitatio Dei* und englisch *Imitating God*. Das sind feste Begriffe, warum nicht mal darauf zurückgreifen? Für sich und andere, damit der Weg zum Weitergehen frei wird.

Der französische Schriftsteller Anatole France, dem wir obiges *Rastwort* verdanken, tendierte zur Milde gegen sich selbst als Vorbedingung zur Milde gegen andere. Ja, nur wer genießen kann, ist genießbar. Und nur wer sich selbst liebt, kann auch andere lieben. »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« (Matthäus 22, 39) Das ist der Ratschlag unseres Meisters Jesus, und da darf eben der zweite Teil des Satzes nicht untergehen, bildet er doch die Basis für den ersten.

Gutes sollten wir sofort tun; Böses sollten wir immer wieder aufschieben.

Mahatma Gandhi

Wenn der große indische Friedensstifter uns dazu anhält, so deswegen, weil dies keineswegs eine Selbstverständlichkeit darstellt. Anscheinend ist Böses oft schneller getan als Gutes.

Eigentlich paradox: Ein Lächeln benötigt viel weniger Anstrengung als ein finsternes Gesicht. Es ist auch von viel weiter her sichtbar. Wie ein Sonnenstrahl. Warum bloß bereitet es oft so Mühe? Sind es Verletzungen, die uns vorsichtig gemacht haben? Oder meinen wir mit Unfreundlichkeit mehr zu erreichen? Sind es Ängste, zu kurz zu kommen im Leben?

Die goldene Regel, die sich in allen Religionen findet, liest sich so leicht: »Alles nun, was ihr wollt, dass es euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun.« (Matthäus 6,12). Und doch ist sie eine lebenslange aber auch schöne Aufgabe. Wo immer sie gelingt, kehrt Glück ins Herz ein.

Wenn du nicht weißt, wohin du willst, musst du dich nicht wundern, wenn du nie ankommst.

Mark Twain

In der ihm eigenen Würze und Kürze fasst der amerikanische Schriftsteller Mark Twain eine ernste Tatsache in Worte. Das Wissen um das Ziel verleiht uns den Mut und die Weisheit, Wege in Angriff nehmen. Reinherzigkeit legt den Segen darauf.

Beim Besuch eines Hilfswerkes für HIV-positive Jugendliche in Timisoara fällt das Eingangsplakat auf. *Bine-ati-venit* heißt in rumänischer Sprache »willkommen«. Hier aber steht in einem feinen Sprachspiel geschrieben: *Bine c-ati venit*. Das bedeutet: »Gut, dass Ihr gekommen seid!« *Hei Lume!*, hei Leute, gut, dass Ihr gekommen seid! – So fühlt man sich wirklich angekommen und angenommen.

Charlie Chaplin verdanken wir nicht nur lustige Filme. Er hat auch sehr Ernsthaftes verfasst und dargestellt. Über die richtige Zeit und den richtigen Ort hat er einmal geschrieben:

»Als ich mich selbst zu lieben begann, habe ich verstanden, dass ich immer und bei jeder Gelegenheit, zur richtigen Zeit am richtigen Ort bin und dass alles, was geschieht, richtig ist – von da an konnte ich ruhig sein. Heute weiß ich: Das nennt man VERTRAUEN.«

***Zwei Dinge verleihen der Seele am meisten Kraft:
Vertrauen auf die Wahrheit und Vertrauen auf
sich selbst.***

Seneca

Kraft für die Seele beschreibt der römische Philosoph und Literat Seneca, ein Zeitgenosse von Jesus, in einem Satz unter zweimaliger Erwähnung des Vertrauens. Vertrauen und trauen gehören zur Wortgruppe Treue und rufen nach folgenden Bezeichnungen: zuverlässig, ehrlich, wahrhaftig, richtig, echt, sicher, getrost, stark und fest. Zusammen mit Trost stammen Vertrauen und Treue interessanterweise vom indogermanischen *deru*, was Eiche, Baum bedeutet.

Vertrauen – genau gleich wie glauben – heißt demnach sich verlassen, sich fest machen. Gemeint ist die Festigkeit einer Eiche, eines Baumes mit guten Wurzeln, der vielen kleinen Tieren Zuflucht bietet. Bis zu tausend Insektenarten werden in einer Krone gezählt, was auf ein hohes entwicklungsgeschichtliches Alter des Baumes schließen lässt.

Vertrauensvolle Menschen sind »bäumige« Menschen. Seneca nennt das Vertrauen auf die Wahrheit und auf sich selbst. Wir möchten das Wort aus Psalm 118,8 beifügen: »Es ist besser, auf den Herrn zu vertrauen, als sich auf Menschen zu verlassen.«

Alles ist möglich, wenn wir Gott die Chance geben zu handeln.

Chiara Lubich

Chiara Lubich lebte von 1920 bis 2008 in Italien und ist die Gründerin der ökumenischen Fokolar-Bewegung. Mit dreiundzwanzig Jahren wechselte sie ihren Taufnamen Silvia zu Chiara, als sie das Gelübde für ein Gott geweihtes Leben im Dritten Orden der Franziskaner ablegte. Im selben Jahr rief sie die Fokolar-Bewegung ins Leben und machte sich sehr verdient um die Ökumene und den inter-religiösen Dialog.

Wenn sie sagt, dass bei Gott alle Dinge möglich sind, dann denkt sie sicher an das Jesus-Wort zum Reichen im Lukas-Evangelium 18,27: »Was unmöglich ist bei den Menschen, ist möglich bei Gott.« Auch was Jesus zum Vater des kranken Kindes im Markus-Evangelium 9,23 sagte, war ihr bestimmt gegenwärtig: »Alles ist möglich dem, der glaubt.« Ebenso waren ihr nahe die Jesusworte aus Matthäus 21,18-22 vom Glauben, der Berge versetzt, mit dem Schlusswort: »Alles, worum ihr bittet im Gebet, werdet ihr empfangen, wenn ihr glaubt.«

Wenn ich den Satz von Chiara Lubich lese, merke ich aber auch, dass reiche Erfahrung mitschwingt – und ich öffne mein Herz, um Gott die Chance zum Handeln zu geben.

Umkehr beginnt, wenn ich zugebe, dass ich mich verlaufen habe.

Gordon MacDonald

Der Verfasser des Wortes ist ein New Yorker Pfarrer, begnadeter Buchautor und Referent, und er war zu früheren Zeiten Präsidentenberater in den USA. Er vertritt eine lösungs- und zukunftsorientierte Theologie, wie seine bekanntesten Buchtitel zeigen: *Ordne dein Leben; Du machst mich stark; Ich will meine Gemeinde zurück; Tu deiner Seele Gutes; Sich verändern heißt Leben; Zurück zur ersten Liebe; Getragen vom Segen Gottes.*

Wenn Gordon MacDonald schreibt »Umkehr beginnt, wenn ich zugebe, dass ich mich verlaufen habe«, so kommen die Tätigkeitswörter »beginnen« und »zugeben« recht stark rüber. Zugeben kann also einen Neuanfang initiieren. Der Seelsorger schreibt von »Umkehr«, das bedeutet »Buße« oder aus dem griechischen *metanoia* übersetzt »Sinnesänderung«. Eine hochaktive Angelegenheit also, ein Entscheid. Da wird etwas unternommen, etwas Neues in die Wege geleitet.

Es will uns auch das Sprichwort »Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung« in den Sinn kommen. In der englischen Sprache lautet es so: »A fault confessed is half redressed.« – »Ein eingestandener Fehler ist schon zur Hälfte wiedergutmacht.« Dazu muss man anschauen was ist. Und das kann man oft nicht allein. Mit Freunden

geht es besser. Und wie gut, begegnen wir dann zusammen dem gnädigen Gott, der gerne vergibt und der es gerne sieht, wenn wir einen Neuanfang wagen.

Mein Leben beginnt jeden Morgen neu und endet jeden Abend.

Edith Stein

Vom täglichen Neubeginnen und Abschiednehmen berichtet das *Rastwort* dieser Woche, das wir aus der Hand der Karmelitin Edith Stein (1891-1942), heiliggesprochene Märtyrerin des Holocaust, empfangen haben. Es spricht voller Respekt vor den Möglichkeiten des Tages, aber auch vor denjenigen der Nacht.

Für die Nacht kommt mir das Psalmwort 127,2b »Den Seinen gibt er (der Herr) es im Schlaf« in den Sinn, oder wie jemand mal lapidarer übersetzt hat: »Den Seinen gibt er (der Herr) Schlaf.« Ja, die Nacht nutzen, ein bisschen Abschied nehmen, das hat schon etwas Gutes an sich.

Für den Tag hat es der Pietist Gerhard Tersteegen (1697-1769) vor viel längerer Zeit in die Liedstrophe gefasst:

*Ein Tag, der sagt dem andern,
mein Leben sei ein Wandern
zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, so schöne,
mein Herz an dich gewöhne;
mein Heim ist nicht in dieser Zeit.*

Dass die Zeit ein Ende hat, erinnert an die Ewigkeitswerte, an jene Dinge, die bleiben und wenn sie verewigt sind, uns nicht mehr genommen werden können.

Jeder Mensch hat ein Dasein, an dem Anteil zu nehmen sich lohnt.

Arthur Miller

»Sei offen, und jeder Mensch, dem du begegnest, wird dein Lehrer sein, wie auch du ihm Lehrer und Weggefährte sein kannst.« Diesen alten Gedanken haben wir auf einer Website zum Jakobsweg gefunden. Eine Strecke miteinander gehen. Sicher sein, dass man auf diesem Wegstück zusammen gehört und es kein Zufall ist, mit wem wir die Reise tun. Miteinander gehen und verweilen. Auf gutem Pfad unterwegs sein. Etwas vom

Leben teilen und auch vom Leben mitteilen. Anteil haben am Leben des andern und ihn Anteil haben lassen am eigenen Leben.

Etwas können wir von jedem lernen. Bei unzähligen Lebensläufen haben wir das herausgespürt. Das Symbol der Jakobspilger ist die Muschel. Das hat mit Aufmerksamkeit zu tun, mit aufmerken auch, mit hören. Und mit Gehorsamkeit.

»Einen Menschen lieben heißt ihn so anschauen, wie Gott ihn gedacht hat.« So schrieb es einst der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski (1821-1881). So möchten doch auch wir gerne gesehen werden. Und alles, alles hat den tiefen Sinn, dass wir Gott und der Bestimmung, die er uns verliehen, näher kommen.

Denn ich, ich kenne die Gedanken, die ich über euch denke, Gedanken des Friedens und nicht zum Unheil, um euch eine Zukunft zu geben und Hoffnung.

Jeremia 29,11

Diesmal haben wir zum Herkunftslexikon gegriffen und unter »Zukunft« nachgeschaut. Dort wird auf das Wort »kommen« verwiesen, und dieses entstammt – wie auch

»gehen« – der indogermanischen Wurzel *guem*. Das Leben ist Bewegung, ein Kommen und Gehen. Gerade wenn das Jahr noch jung ist – und bei der gegenwärtigen Finanzkrise erst recht – fragt man sich verstärkt: »Was mag wohl kommen? Wie sieht unsere Zukunft aus? Worauf können wir uns verlassen? Wo finden wir Halt?« Und wenn wir uns sorgen und ängstigen, vielleicht um so mehr, weil wir auch schon Schweres durchgemacht haben, fragen wir uns zusätzlich: »Womit haben wir das verdient? Hat Gott uns vergessen? Meint er es nicht mehr gut mit uns?«

Darauf gibt unser Bibelves eine klare Antwort: Gott hat Gedanken des Friedens für uns und möchte uns Zukunft und Hoffnung gewähren. Er liebt uns Menschenkinder und will uns nahe bei sich haben. Alle Widerwärtigkeiten, alle Sorgen und Nöte sollen uns dazu anspornen, uns in den Dienst der Problemlösungen, des Helfens und Dienens sowie der Solidarität zu stellen – und die Kraft aus der unendlichen Fülle der Liebe Gottes zu uns Menschen zu holen.

***Sonnenschein wirkt köstlich, Regen erfrischend,
Wind aufrüttelnd, Schnee erheiternd. Wo bleibt da
das schlechte Wetter?***

John Ruskin

Klar doch, wir haben gerne »schönes« Wetter, wir pflegen den Begriff auch im übertragenen Sinn für eine gute Atmosphäre einzusetzen. Das wissen wir zu schätzen, und wir wünschen es auch anderen.

Wir wissen aber im Grunde der Dinge auch, dass zum Segen für die Natur und alles was lebt, ebenso Regen, Wind und Schnee nötig sind, wie auch der Wechsel von hell und dunkel sowie warm und kalt belebt. Der irische Segen differenziert sehr schön:

Sanft falle Regen auf deine Felder und warm auf dein Gesicht der Sonnenschein. Hab wenn es kühl wird warme Gedanken und den vollen Mond in dunkler Nacht. Sei über vierzig Jahre im Himmel, bevor der Teufel merkt: Du bist schon tot.

Franz von Assisi dankt Gott im Sonnengesang ausdrücklich für jedes Wetter: »Lob sei dir mein Herr durch Bruder Wind, durch Luft und Wolken, durch heiteres und jedes Wetter. Durch sie gibst du deiner Schöpfung Leben.«

Ja, das gibt er seiner Schöpfung und aller Kreatur, die sich nach Erlösung sehnt, die wir Christen in Jesus von

Nazareth, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern, als erfüllt und geschehen betrachten.

Dankbarkeit ist das Gedächtnis des Herzens.

Jean-Baptiste Massilon

Wir haben uns gefragt, was wohl das Gegenteil von Dankbarkeit sein könnte – und sind dabei auf verblüffend viele Möglichkeiten gestoßen: Unzufriedenheit, Sehnsucht, Geiz, Bitterkeit, Enttäuschung.

Wenn wir diese Worte anschauen, wird uns bewusst, dass ein einziges Wort – die Dankbarkeit – so viele Türen zu öffnen und so viel Unerfülltes zu erfüllen vermag. Sprachgeschichtlich gehört es den Wortbildungen rund um das Wort Denken an. Es bedeutete ursprünglich Denken, Gedenken.

Der französische Geistliche Jean-Baptiste Massilon (1663-1742) bezeichnete die Dankbarkeit als das Gedächtnis des Herzens. Sobald also nicht nur die Kopfarbeit gefordert ist, sondern auch die beherzte Einstellung, drängt die Dankbarkeit in ihrer schönen Vielfalt aus der Tiefe unseres Menschseins. Sie entfaltet einen

wunderbaren Duft, eine Ausstrahlung, und sie verleiht unserem Leben Farbenpracht. Brücken der Verständigung und des Verstandenwerdens entstehen. Auch das Bewusstsein, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen (Römerbrief 8,28). Dankbarkeit, nicht als moralische Verpflichtung und nicht als Gegengabe, sondern tief aus dem Herzen, weil es so ist wie es ist.

Die Welt ist kein so schlimmer Ort, wie uns die Unzufriedenen glauben machen wollen.

George Bernard Shaw

Der irische Dramatiker und Satiriker mit schwerer Jugend hätte wohl Gründe für düsterere Worte über die Welt gehabt. Aber er hat zu einer guten Lebenseinstellung gefunden.

Er teilt die Freude über das halbvolle Trinkglas anstelle der Klage über das halbleere, oder die Begeisterung für den Dornenstrauch, der bezaubernde Rosen trägt anstelle der Enttäuschung über den Rosenstrauch, an dem lästige Dornen entdeckt werden.

Wir leben zwischen »der besten aller möglichen Welten« (Gottfried Wilhelm Leibnitz) und dem »Jammental« (Friedrich Spee im Adventslied »O Heiland, rei die Himmel auf«).

Einst war es so: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.« (1. Mose 1,31). Das kann Trost bieten, Zuversicht bereiten und die Lust vermitteln, sich zu engagieren.

Das Vergleichen ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit.

Sren Kierkegaard

Er geht mir nicht aus dem Sinn, jener geschickte Verkäufer in einem Antiquittenladen der 80er Jahre, der eine Menge schöner alter Ringe an seiner Hand trug, wohlwissend, dass die Augen eines Kaufinteressenten mehr auf seinen Schmuck als auf jenen ausgestellten in der Vitrine fielen... Was der andere hat, was der andere mag, was der andere schtzt, ja, das zieht uns besonders in den Bann.

Gefährliche Gedanken, sagt der dänische Philosoph und Theologe Sren Kierkegaard, die uns in die Unzu-

friedenheit drängen. Und das zehnte Gebot legt uns nahe: »Du sollst nicht begehren nach irgend etwas, das deinem Nächsten gehört.« (5. Buch Mose, 5,21)

Dem ist so, weil der Maßstab bei uns selber angelegt werden will: Was können wir haben, was mögen wir, was wissen wir zu schätzen? Bleiben wir da in einer Trophäensammlung stecken und am Materiellen haften – oder geht es tiefer? Gerade jetzt in der sich abzeichnenden Wirtschaftskrise fragen wir uns vermehrt: Was bietet wirklichen Halt? Wilhelm von Humboldt (1767-1835), deutscher Gelehrter und Staatsmann, wog ab: »Der Glückliche braucht den Glauben, um nicht übermütig zu werden; der Nichtglückliche aber als Halt, und der Unglückliche, um nicht zu erliegen.«

Viel Reichtum tröstet nicht so sehr wie ein fröhliches Herz.

Martin Luther

»Geld und Geist« heißt der Roman von Jeremias Gottleif. Mit diesem Pseudonym trat der Schriftsteller und Pfarrer Albert Bitzium (1797-1854) in Erscheinung. Er stellte mit dem Roman wie auch mit anderen seiner

Werke die Frage nach der Vereinbarkeit von materiellem Wohlstand, innerem Frieden und moralischer Integrität.

»Geld und Geist« wird oft als ein Gegensatz empfunden. In den letzten Jahren wurde er mit dem Slogan »Geiz ist geil« eher verschärft.

Der Verfasser des 1. Thessalonicherbriefes (5,16-19) macht gegen den Schluss seines Schreibens verschiedene Aufrufe: »Freuet euch allezeit! Betet ohne Unterlass! Danket bei allem!« Und dann – fast wird es überlesen – auch der unscheinbare Satz: »Den Geist löscht nicht aus!« Er will einem nicht mehr aus dem Sinn gehen, wenn man ihn einmal entdeckt und gemerkt hat, dass aus diesem Geist die echte Fröhlichkeit erwächst, die weiter trägt als viel Reichtum.

Wer sein Leben krampfhaft festhalten will, wird es verlieren.

Lukas 17,33

Das *Rastwort* für diese Woche bildet ein Jesus-Wort aus dem Lukas-Evangelium. Lukas ist der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. Er begleitete den Heidenapostel Paulus und war von Beruf Arzt. Auf Bildern wird ihm oft ein Stier zugeordnet, das edelste Opfertier des Alten Testaments.

Der Satz enthält ein Paradoxon: Wir alle wollen das Leben festhalten. Wir wollen es nicht verlieren. Wir wollen nicht weniger, wir wollen mehr. Vor allem auch Qualität. Und dadurch verkrampfen wir uns oft, werden verbissen, schielen auf Sichtbares – und geben das Unsichtbare preis, das viel wichtiger ist.

Der Satz geht noch weiter: »und wer es verliert, der wird es neu gewinnen.« Das Paradoxon nun also im positiven Sinne. Wir finden das Wort im selben Evangelium (9,24) ein zweites Mal mit einer wichtigen Ergänzung: »Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es retten.« Die Orientierung dazu bietet also Christus. Gleich anschließend der starke und unvergessliche Satz: »Denn was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert oder Schaden nimmt?«

Merkwürdigerweise kann nur die offene Hand, die loslässt und gibt, auch entgegennehmen und behalten. In allem ist Bewegung. Der Atem, der Wind, und auch der Geist Gottes, der in und um uns weht.

Man entdeckt keine neuen Weltteile, ohne den Mut zu haben, alte Küsten aus dem Auge zu verlieren.

André Gide

Der schöne Satz des französischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers André Gide (1869-1951) endet mit dem Wort verlieren. Das wollen wir meistens nicht. Und schon gar nicht sichere Küsten. Das Althergebrachte möchten wir bewahren, manchmal sogar wenn wir spüren, dass es sich überlebt hat. Das ist der konservative Hang in uns, der in der Kirche oft überwiegt – und auch sein Gutes hat.

Und dann die Freude am Entdecken, am Ausprobieren von etwas Neuem, am Testen von innovativen Möglichkeiten, am Ergreifen von Chancen. Das geht nie ohne Loslassen, ohne innere Freiheit, ohne Risiko auch. Dazu ermutigt uns der Autor des Satzes. Er weiß dass das Le-

ben im Fluss ist und wir deshalb immer wieder auch etwas wagen müssen. Wagen, ein interessantes Wort der deutschen Sprache! Es bedeutet eigentlich: Etwas auf die Waage legen ohne zu wissen, wie sie ausschlägt. Wagnis, wagen, Waage, wägen, Weg, Wagen – alle diese Begriffe entstammen der indogermanischen Wurzel *uegh*, die in »bewegen« enthalten ist.

Schritte ins Neue fallen uns leichter, wenn wir um den Unveränderlichen wissen, mit dessen Segen wir sie tun können. So beginnt der bekannte Segen des Heiligen Patrick von Irland nicht von ungefähr mit den Worten: »Der Herr sei vor dir, um dir den rechten Weg zu zeigen. Der Herr sei neben dir, um dich in die Arme zu schließen und vor Gefahren zu schützen.« So können wir neuen Horizonten entgegengehen.

Die Erinnerungen verschönern das Leben, aber das Vergessen allein macht es erträglich.

Honoré de Balzac

Der Spruch des französischen Schriftstellers passt zum laufenden Monat Januar. Er hat seinen Namen von der römischen Gottheit Janus. Diese beschützte die Türen und Tore. Ihr Gesicht wird doppelt dargestellt: das eine sieht, was drinnen ist, das andere, was draußen ist.

Wenn wir dem Namen des Monats Glauben schenken wollen, sehen wir in dieser Zeit noch immer ein wenig zurück und ein wenig vorwärts. Sind wir schon im neuen Jahr angekommen? Streben wir bereits zielstrebig dem Frühling entgegen? Oder hängen noch Wehmutsbletzen dem alten Jahr und seinen schönen Momenten an? Will Unverarbeitetes uns zurückhalten?

Werner Bergengruen (1892-1964) schrieb in seinem Gedicht »Wandlung« diese eindringlichen Sätze:

*Löse dich von Haus und Haft, ehe der Herd verglimmt.
Denn zu Gottes Wanderschaft bist du vorbestimmt.
Namenloses Zeitenkind, Baum im Wanderschuh!
Was am Prellstein hockt und sinnt, das bist nicht mehr Du.
Gib dich der verborgnen Hand, die dich angerührt.
Hebe dich vom Grabenrand. Geh, du bist geführt.*

***Es ist ein Jammer, dass die Spanne so kurz ist
zwischen der Zeit, wo man jung, und jener,
wo man zu alt ist.***

Charles de Montesquieu

Hinter der Klage des französischen Schriftstellers und Staatstheoretikers Charles de Montesquieu (1689-1755) verbirgt sich das Leid vom Dahinfliegen der Zeit und der Endlichkeit irdischen Lebens, ja, des Abschiednehmens, das für uns alle gilt. Das Bewusstwerden dessen ist schwer auszuhalten, und stellt einen Weg dar, der sorgsam abgeschritten sein will, mit seinen Ängsten und Hoffnungen, welche auch die Gläubigsten und die Weisesten unter uns kennen. Auch wenn wir um Tod und Auferstehung, um Zeit und Ewigkeit wissen – und der weise Prediger Salomo (3,11) sagen kann: »Alles hat Gott gar schön gemacht zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit hat er den Menschenkindern ins Herz gelegt, nur dass der Mensch das Werk, das Gott gemacht, von Anfang bis zu Ende nicht fassen kann.«

Dieses Nichtfassenkönnen bereitet gerade dem denkenden und dem nachdenklichen Menschen oft Mühe, bis er akzeptieren und befreit wahrnehmen kann, dass Gott ihn und nicht er Gott umfasst. Im Vertrauenspsalm 139,5-6 lesen wir: »Du hältst mich hinten und vorn umschlossen, hast deine Hand auf mich gelegt. Zu

wunderbar ist es für mich und unbegreiflich, zu hoch, als dass ich es fasste.«

Wer auf den Herrn vertraut, den umgibt er mit Güte.

Psalm 32,10

Interessant, dass die Gegengabe zum Vertrauen die Güte darstellt. Das wollten wir doch alle. So einfach liest es sich, und so oft ist es während der Prüfungen des Lebens schwierig in die Tat umzusetzen.

Im Jahre 1896 schrieb der deutsche Dichter Christian Morgenstern übers Sorgen: »Lass das Fragen doch sein! Sorg dich doch nicht über den Tag hinaus! Martha! (...) Nimm dein Los, wie es fällt! Lieber Gott, ob dies Jahr das letzte ist, das beisammen uns sieht, oder ob wir alt wie Methusalem werden, sieh's doch nur ein: das, lieber Schatz, steht nicht in unsrer Macht. Amüsier dich, und lass Wein und Konfekt schmecken dir wie bisher!«

Da gibt es gute biblische Anklänge, wie wir etwa beim weisen Prediger Salomo und in der Bergpredigt lesen: »Da merkte ich, dass es unter den Menschen nichts Besseres gibt, als fröhlich zu sein und es gut zu haben im

Leben.« (Prediger 3,12) Und: »Sorget euch nicht um euer Leben, was ihr essen oder was ihr trinken sollt, noch um euren Leib, was ihr anziehen sollt (...) Suchet viel mehr zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit, dann werden euch alle diese Dinge hinzugefügt werden.« (Matthäus 6,25-33)

Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.

Psalm 103,1.2

Dieser Psalm sei »eine der reinsten Blüten am Baume des biblischen Glaubens« schrieb der Ausleger Artur Weiser in seinem Kommentar, und er fuhr fort: »In seinen Wurzeln tief hinabreichend bis dahin, wo die stärksten Quellen biblischer Frömmigkeit sprudeln, hat das Lied durch die edlen und ungetriebenen Klänge, mit denen es die Gnade Gottes besingt, Dichtung und Leben im Laufe der Jahrhunderte befruchtet.« – Ja, wer kennt ihn nicht, den Psalm 103 mit seinem eindrücklich schönen Anfang »Lobe den Herrn, meine Seele!« Entgegen anderer Einleitungen richtet der Sänger die Aufforde-

rung an sich selbst, an sein ganzes Inneres. Bei genau-
erem Hinsehen und beim Lesen des hebräischen Textes
erstaunt das Wort, welches ursprünglich verwendet wird:
Nicht *halal* für »loben«, das wir vom »Hallelujah« her
kennen, sondern *barak*, d.h. »preisen« und stammt von
»niederknien«. Wie sehr David, dem das Lied zuge-
schrieben wird, sein Inneres auffordert und auch an die
»Er-innerung« gemahnt, so praktisch ruft er auch dazu
auf, sich vor Gott auf die Knie zu begeben, also eine Hal-
tung der Demut und Dankbarkeit unserem Gott gegen-
über einzunehmen und ihm die Ehre zu geben. – Mit
seinem Sonnengesang hat uns Franz von Assisi (1181/82-
1226) eines der schönsten Loblieder überlassen, das wir
auch zur Hand nehmen können: »Höchster, allmächtiger,
guter Herr! Dir sei das Lied, die Herrlichkeit, die
Ehre und aller Segen. Dir allein Höchster kommen sie zu.
Kein Mensch ist würdig dich zu nennen. Lob sei dir,
mein Herr, mit deiner ganzen Schöpfung, vor allem mit
dem Herrn Bruder Sonne... «

All eure Sorge werft auf ihn, denn er kümmert sich um euch.

1. Petrusbrief 5,7

»Wohin soll ich mich wenden?« mag die Frage sein, wenn Sorgen und Kummer quälen. Das berühmte gleichnamige Lied mit der eingängigen Melodie von Franz Schubert (1797-1828) und den lebenserfahrenen, gläubigen Worten von Johann Philipp Neumann (1774-1849) mag uns eine Antwort geben:

*Wohin soll ich mich wenden,
Wenn Gram und Schmerz mich drücken?
Wem künd' ich mein Entzücken,
Wenn freudig pocht mein Herz?
Zu dir, zu dir, o Vater,
Komm' ich in Freud' und Leiden,
Du sendest ja die Freuden,
Du heilest jeden Schmerz.*

Beim genauen Hinhören merken wir, dass da vom Leid gleichermaßen wie von der Freude die Rede ist! Wenn wir Leid erfahren, glauben wir oft, von Gott verlassen zu sein. Und wenn wir Freude verspüren, denken wir oft nicht mehr an Gott und meinen, sie sei die Folge unserer Anstrengungen, also unser eigener Erfolg. Nichts da! ruft uns das Lied ins Herz, komm mit beidem zu deinem

Vater im Himmel, denn er ist es, der die Freuden sendet und den Schmerz heilet!

Im ersten Petrusbrief wird Gott auch als derjenige vorgestellt, der uns »ver-sorgt«, der sich um uns kümmert, sich unserer annimmt. Deshalb dürfen wir unsere Sorgen auf ihn werfen – ja, richtig »werfen« heißt es da! Im griechischen Urtext steckt das Wort »Ball« drin, d.h. Wurfgeschoss, also mit Wucht und schnell!

**»Was für einen Namen gebt ihr Gott, Ehrwürden«
fragte der Pater.
»Er hat keinen Namen«, antwortete der Derwisch.
»Gott kann man nicht in einen Namen pressen. Der
Name ist ein Gefängnis, Gott ist frei.«**

Nikos Kazantzakis

Der Religionsphilosoph Martin Buber hat die Bibelstelle 2. Mose 34,6-7 mit den Worten übersetzt: »Herr, Herr, Gott Barmherziger, Gnädiger, Langmütiger, Großer an Gnade, Reicher an Wahrheit, Bewahrer von Güte, Aufheber oder Träger von Ungerechtigkeit, Aufheber von Übertretung, Aufheber von Sünde, Rächer, Musterer oder Heimsucher.«

In der Zürcher Übersetzung von 2007 lesen wir Jesaja 9,5: »Ein Kind ist uns geboren ... Wunderbarer Ratgeber, Heldengott, Starker, Friedensfürst.« Weil man Gott nicht in einen Namen pressen kann, hat er in der Heiligen Schrift viele Namen. Er begegnet uns auf vielfältige Weise. Nicht eingepresst. Frei. Er ist der Lebendige. Kein starrer Name, kein festes Bild. Er ist ein dynamischer Gott, er schafft Leben und er bewegt.

»Der Herr macht arm, und er macht reich. Er erniedrigt, aber er erhöht auch«, sang Hanna in ihrem Lied (1. Samuel 2,7). Maria fuhr fort: »Hungrige hat er gesättigt mit Gutem und Reiche leer ausgehen lassen.« (Lukas 1,53). Gott können wir nicht habhaft werden. Er umfasst uns, nicht wir ihn. Mit aller Geborgenheit. Aber auch mit allem Wirken an uns Menschenkindern. Wenn wir uns auf Gott einlassen, sagen wir ja zu einem Weg, auf dem wir ihm näher kommen, der selber »der Weg, die Wahrheit und das Leben« ist (Johannes 14,6).

Statt Nachwort...

...ein Gespräch zwischen Jakob Vetsch und Axel Monte

AM: In allen vier Evangelien ist die Geschichte von der »Tempelreinigung« enthalten, die berichtet, wie Jesus im Tempel die Tische der Geldwechsler umstößt und die Händler hinaustreibt. Bei Johannes heißt es gar, »da machte er eine Peitsche aus Stricken« (Johannes 2,15), was vermuten lässt, dass er sie bei dieser Gelegenheit auch zu Hilfe genommen hat. Da drängt sich doch die Frage auf: Kirche und Einkaufszentrum, passt das zusammen?

JV: Die Kirche war schon immer an den Wegen und auf den Märkten. Bei der Aussendung der zwölf Apostel heißt es in der Zürcher Bibel: »Da gingen sie fort und zogen von Dorf zu Dorf. Und überall verkündigten sie das Evangelium und heilten.« In der Elberfelder-Übersetzung lesen wir diese Stelle im Lukas-Evangelium 9,6 so: »Sie gingen hinaus und durchzogen die Märkte, predigten das Evangelium und machten gesund an allen Enden.«

Eine Besucherin brachte einmal zum Dank ein Buchzeichen von einer Kirche in England. Da steht drauf: »St. Edward the Confessor Romford. The Church in the Market Place since 1410. Victorian Church, dedicated

1850.« Die Kirche war immer im Dorf, das ist sogar eine Redewendung, man pflegt zu sagen, wir machen dies und das »damit die Kirche im Dorf bleibt«. Nur haben sich die Marktplätze und Lebensräume verschoben. Da ist es schon richtig, wenn die Kirche mitgeht, damit sie eben »im Dorf bleibt«, also dort, wo die Menschen leben, arbeiten und die Freizeit gestalten.

So ist die Kirche in Sihlcity eine Mieterin unter vielen anderen. Sie ist nahe bei den Menschen, ihrer Arbeit und ihrem geschäftigen Treiben. Das ist etwas ganz anderes, als wenn man aus dem Tempel ein Geschäft machen würde; dagegen hat sich Jesus gewehrt, da ginge es dann ja auch um bloße Machtansprüche.

AM: Wie wirkt sich der Umstand, dass die Kirche sowohl ökumenisch ausgerichtet ist als auch allen Menschen anderer Glaubensrichtungen oder auch solchen, die keiner Religion angehören offensteht, im Alltag aus? Macht sich das »atmosphärisch« bemerkbar, bei der Seelsorgearbeit oder beim Zusammensein im Gemeinschaftsraum?

JV: Ja, das ergänzende kirchliche Angebot in Sihlcity steht da als ein kleines, reales Modell des Friedens unter den Religionen. Der katholische Theologe Hans Küng hat in seinem Projekt Weltethos zu recht darauf hinge-

wiesen, dass es keinen Frieden unter den Nationen geben kann ohne den Frieden unter den Religionen. Gottes- und Menschenbeziehung kann ja so schön sein, aber sie kann ebenso gefährlich missbraucht werden, wenn es nur noch ums Rechthaben geht.

Da sind im Großen und im Kleinen ganz viele Verletzungen entstanden. Das offene Angebot vom Einkaufs- und Freizeitzentrum Sihlcity in Zürich wirkt auf etliche Menschen geradezu versöhnend und heilend. Sie sind dankbar, dass die Kirchen diesen Ort der Stille und des Gespräches anbieten und sagen ergriffen: »So sollte es sein.« Das Verbindende tritt hervor und entfaltet eine eigenartige Kraft.

AM: Könnten solche Einrichtungen zu Fortschritten in der Ökumene beitragen, eine Art Keimzelle sein? Oder auch für den interreligiösen Dialog?

JV: Solche Angebote, wie es sie auch am Flughafen und am Bahnhof schon gibt, sind bereits Ausdruck fortgeschrittener Zusammenarbeit zwischen den Konfessionen und von Offenheit zum interreligiösen Gespräch. Und sie wirken auch wieder in gutem Sinn auf die einzelnen Menschen und das Bewusstsein in der Gesellschaft zurück.

Allerdings kann das Ziel nicht in einer Einebnung der Verschiedenheiten bestehen, gefördert wird ja auch der Respekt gegenüber dem ehrenhaften anderen Bekenntnis, aber auch das fröhliche Leben des eigenen. An einem solchem Ort fragen die einzelnen Menschen viel stärker nach dem eigenen Glauben.

Konkret kann da etwa Erwähnung finden: Bei den katholischen Christen ist die lange Tradition im Umgang mit den Kerzen spürbar; bei den Reformierten gilt dasselbe mit dem Wort und der Schrift. Die Muslime pflegen eine innige Beziehung zu Gebetszeiten und dem Gebet auf den Teppichen Richtung Mekka. Von den Juden kann das Leben im Tag gelernt werden, nach dem Vers 12 im Psalm 90: »Unsere Tage zu zählen, lehre uns, damit wir ein weises Herz gewinnen.« Währenddessen beten oder meditieren die Buddhisten mit ihren Kissen auf dem Kapellenboden, und Hindus haben auch schon den Weg ins oft erleichternde Gespräch gefunden.

AM: Die Kapelle der Kirche in Sihlcity dient als »Raum der Stille«. Auch in den *Rastworten* ist der Wert der Stille immer wieder einmal Thema. Kann man beobachten, welche Erfahrungen Besucher bei der Möglichkeit der Stille oder der Begegnung mit ihr machen, die in unserer heutigen Kultur der Zerstreung statt der Sammlung doch eher ein rares Gut geworden ist?

JV: Das Motto »Halt machen, Halt finden« wird hier tatsächlich sehr schön umgesetzt. Manchmal möchten Menschen in der Mittagspause Abstand nehmen von bedrängenden Problemen des Alltags. Sie begeben sich dann in die Stille, in ein Gespräch, zünden eine Kerze an, machen einen Eintrag ins aufliegende Anliegenbuch, lesen das *Rastwort* der Woche, oder sie erfrischen sich bei einem kleinen Kaffeeschwatz im Gemeinschaftsraum.

Vor allem die Mitarbeiter des Freiwilligenteams beim Empfang machen immer wieder mal darauf aufmerksam, dass die Menschen, die Kapelle, Gemeinschaftsraum und Gesprächszimmer aufsuchen die Räume oft entspannter verlassen, als sie sie betreten hatten.

AM: Gab es denn auch schon einmal Irritationen, Besucher, die Anstoß an dem Miteinander von Symbolen und heiligen Schriften verschiedener Religionen genommen haben?

JV: Das ist sehr selten, aber es kommt schon mal vor, dass solch respektvolles Miteinander infrage gestellt wird. Der wahre Feind des Glaubens ist aber niemals der Frieden unter den Religionen, sondern die Gleichgültigkeit gegenüber den grundlegenden Themen der Weltanschauung, der Philosophie und der Religion.

Über Jakob Vetsch

Jakob Vetsch arbeitet als reformierter Pfarrer beim ökumenischen und interreligiös offenen Seelsorgeangebot der Kirche im Einkaufs- und Freizeitzentrum Sihlcity in Zürich.

Früher war Vetsch als Gemeindepfarrer in Klosters-Serneus (GR), in Wartau-Gretschins (SG) und in Zürich-Matthäus tätig gewesen.

Der Autor zahlreicher Bücher hat auch die Internet- und die SMS-Seelsorge mitbegründet.

Das Foto auf S. 2 zeigt den Blick auf die Sihlcity-Kirche, rechts der ehemalige Fabrikschornstein.

Auf S. 131 ist die Tür zum Raum der Stille der Sihlcity-Kirche zu sehen.

Beide Aufnahmen stammen von Jakob Vetsch.

Dieses Buch ist dem Andenken an Pfarrer Fritz Boss (1930-2011) gewidmet, der beim Aufbau der Kirche in Sihlcity Freiwilligenarbeit geleistet und schon früh diese Veröffentlichung angeregt hat.



www.books-ex-oriente.com

www.sihlcity-kirche.ch

www.sihlcity.ch

Die hier abgedruckten RASTWORTE sind in den Jahren 2007 bis 2012 erschienen und zum Teil leicht bearbeitet worden. Die RASTWORTE liegen wöchentlich sowohl in der Sihlcity-Kirche als auch in der Wasserkirche Zürich für die Besucher bereit. Die Bibelstellen werden zumeist nach der Zürcher Bibel 2007 zitiert.

Herzlichen Dank:

Für die großzügige Förderung dieses Buchprojektes der Miteigentümergeinschaft Sihlcity.

Für die Unterstützung des Rastwortbuches Werner und Heidi Ellenberger, Ruth Madeleine Keidel-Widmer, Walter Stutz und weiteren Freunden der Sihlcity-Kirche.

Für die Mitarbeit vor der Drucklegung des Manuskripts Regina Jenny und Luisetta Kaufmann vom Freiwilligenteam der Kirche in Sihlcity.

Für die vielfältigen Anregungen Stana Vetsch.

Impressum

ISBN: 978-3-9815153-2-9

© 2012 Books Ex Oriente

Dr. Axel Monte, München

Druckvorbereitung: offprint@t-online.de

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt